Pfingstrose.

Von

Paul Féval.

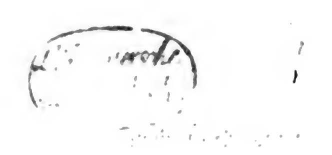
Aus dem Französischen.

Drittes Bändchen.



Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.
1852.





Der Unbekannte.

Indeß hatte sich das Landmädchen, erschreckt durch die Heftigkeit des jungen Mannes und beunruhigt durch seine letzten Worte, mittelst einer raschen Bewegung aus seiner glühenden Umarmung befreit.

Sie stand in einer anmuthigen und verlegenen Haltung vor ihm, hatte ihre Augen, aus denen Scham und Aufregung leuchteten, gesenkt, ihre Lippen zu einem halben Lächeln geöffnet, und war noch unentschlossen, ob sie überrascht, erschreckt oder erfreut sein sollte.

Sie war dabei zum Entzücken schön.

Charles betrachtete sie einen Augenblick schweigend.

Seine Pulse schlugen heftig.

Seine Sinne sprachen zum ersten Male in einer unbekannten Sprache zu seinem Herzen.

Er fühlte sein ganzes Ich von einer heftigen und plötzlich erwachten Liebe durchdrungen.

Er wollte die stürmischen Gefühle aussprechen, welche so plötzlich sein Herz ergriffen hatten.

Aber die Worte erstarben auf seinen glühenden Lippen.

Er erhob sich zur Hälfte von seinem improvisirten Sitze und schlang einen seiner Arme von Neuem um Mignonne's Leib.

Das junge Mädchen beugte sich instinktmäßig, um sich dieser süßen Umarmung zu entziehen.

Aber die Kraft fehlte ihr, oder vielmehr der Muth.

Nach einem Augenblick widerstand sie dem Arme nicht mehr, der sie liebkosend umschlang.

Das arme Kind kehrte an seinen Platz zurück, aber saß dieses Mal nicht mehr an Charles' Seite, sondern auf dem Schoße des jungen Mannes.

Dieser letztere schloß sie fest in seine Arme und drückte sie leidenschaftlich an sein Herz.

„Du liebst mich, nicht wahr? Du liebst mich?" flüsterte er ihr in das Ohr.

Mignonne antwortete nicht.

Aber ihr unterbrochener Athem, ihre keuchende Brust sprachen hinreichend für sie.

Charles, der noch zu unschuldig war, um die ganze Beredtsamkeit dieser stummen Sprache zu erkennen, wiederholte mit undeutlicher Stimme:

„Sag mir, daß Du mich liebst, Mignonne — denn ich, ich liebe Dich — ich liebe Dich — ich liebe Dich —"

Je länger er so sprach, desto mehr näherte sich sein Mund dem Antlitz des jungen Mädchens, das auf seinen purpurn gerötheten Wangen die glühenden Athemzüge des aufgeregten jungen Mannes fühlte

Bald war sein Mund fest auf ihre Wangen gepreßt.

Endlich fanden seine Lippen auch Mignonne's Lippen.

Unter diesem Feuerkusse schien das junge Mädchen fast sein Bewußtsein zu verlieren, denn es war der erste Kuß, den sie in ihrem Leben erhielt.

Ein nervöses Zittern durchfuhr alle ihre Glieder.

Dann folgte eine fast vollständige Erschlaffung auf diese zu lebhafte Aufregung, und ihr reizender Körper lag kraftlos in den Armen des jungen Mannes.

Jeder Andere würde an Charles' Stelle, auch ohne ein gewandter Weltmann zu sein, diese halbe Ohnmacht der Wollust benutzt haben, durch welche ihm das junge Mädchen vertheidigungslos überliefert wurde.

Aber unser Held begriff nichts von den so klaren und bedeutungsvollen Merkmalen, welche sich seinen erstaunten Blicken darboten.

Er fürchtete sich.

Er wich vor einem so leichten und so sichern Triumphe zurück.

Er löste die lebendige Kette, welche das junge Mädchen an sein Herz fesselte und setzte sie mit unendlicher Vorsicht auf das trockne Moos nieder, von dem die Grotte ausgekleidet war, in welcher sich dieser Auftritt der Liebe begab, dem nur die Lösung fehlte.

Kaum war Mignonne der Einwirkung des magnetischen Fluidums entzogen, welches aus Charles liebenden Küssen entströmt war und Verwirrung über ihre noch jungfräulichen Sinne ausgegossen hatte, als sie vollkommen zum Bewußtsein zurückkehrte.

Ihre erste Bewegung bestand darin, daß sie mit beiden Händen ihr vor Scham und Liebe purpurrothes Antlitz bedeckte.

Aber bald erhob sie den Kopf wieder und heftete auf die Augen des vor ihr knieenden Charles einen langen und glühenden Blick.

Es lag in diesem Blick ein so sanfter Ausdruck eines liebevollen und unentschlossenen Vorwurfs, daß Charles einen Theil des Fehlers oder vielmehr der Ungeschicklichkeit, die er begangen hatte, errieth.

Er versuchte es, dieselbe wieder gut zu machen.

Aber es war zu spät.

In dem Augenblick, als er von Neuem das junge Mädchen in seine Arme nehmen wollte, sprang ein großer schwarzer Schäferhund in die Grotte und schlug ein lautes und klagendes Gebell an.

„Es widerfährt meinen Ziegen etwas!" rief Mignonne aus und eilte hinweg, obgleich Charles sie zurückzuhalten versuchte.

Es widerfuhr in der That den Ziegen der Bäuerin etwas.

Ein Fuchs war aus seiner nahen Höhle hervorgekommen, hatte sich eines Ziegenlammes bemächtigt und trug dasselbe vorwitzig hinweg.

Der Rest der Heerde flüchtete nach allen Richtungen.

Mignonne stieß ein lautes Geschrei aus.

Der Schäferhund verfolgte den Räuber, dessen Lauf durch seine Bürde verzögert wurde.

Charles ergriff seine Flinte, legte sie auf das wilde Thier an und gab Feuer.

Unglücklicher Weise war dieselbe nur mit Schroten geladen.

Dennoch wurde eine unmittelbare Wirkung durch den Schuß hervorgebracht.

Der Fuchs ließ seine Beute fahren, welche blutend auf den Rasen niederfiel, und entfloh mit einer wunderbaren Schnelligkeit.

Mignonne eilte zu ihrem Lamme, nahm es in ihre Schürze und versuchte die Wunden seiner zarten Glieder zu verbinden.

Dieser unbedeutende Vorfall hatte das junge Mädchen trostlos gemacht; überdieß kamen zwei Bauern herbei, welche in der Nähe der Klippe vorübergegangen und durch das Geheul des Hundes und das Knallen der Flinte aufmerksam gemacht waren.

Man konnte nicht daran denken, an dem heutigen Tage die so urplötzlich unterbrochene Plauderei der Liebe wieder anzuknüpfen.

Charles begriff das.

Er drückte Mignonne's Hand und verließ sie, nachdem er ganz leise zu ihr gesagt hatte:

„Auf Morgen!“

Wir werden es nicht unternehmen, die Gefühle und Empfindungen zu schildern, welche in dem Geiste und dem Herzen der jungen Bäuerin auf einander folgten, nachdem sie allein geblieben war.

Wir unterlassen diese Schilderung aus zwei Gründen.

Der erste Grund besteht darin, daß ein gewissenhaftes und

tiefes Studium sehr langweilig für unsere Leser und sehr ermüdend für unsere Trägheit sein würde.

Der zweite Grund ist der, daß es uns schwierig scheint, das Chaos unzusammenhängender Gedanken zu entwirren, in welches selbst Mignonne sicherlich keinen klaren Blick werfen konnte.

Wir sagen also einfach, daß Mignonne die Fragen der beiden Bauern beantwortete, welche wir auf sie zugehen sahen, dann aber in jene kleine Grotte zurückkehrte, in welcher ihre Tugend in so große Gefahr gerathen war. Sie setzte sich hier auf einen jener Steine, welche Charles herbeigetragen hatte, stützte die beiden Ellbogen auf ihre Kniee, barg das Antlitz hinter den Händen und versank dann in ein tiefes Nachdenken, dessen Natur zu würdigen, wir unsern Leserinnen überlassen.

Es ist indeß der Augenblick gekommen, da wir die Gegenwart einer neuen Person, einer wunderlichen und bizarren Person, bestätigen müssen, welche, ohne daß Charles und Mignonne etwas geahnt hatten, die Einzelheiten des eben von uns erzählten Auftrittes beobachtete.

Diese Person war die eines jungen Mannes von etwa fünf und zwanzig Jahren.

Man konnte sich indeß keine häßlichere Gestalt, als die seinige, kein abstoßenderes Benehmen, als das seinige, denken.

Man denke sich eine Art von Zwerg, der höchstens vier Fuß hoch war.

Man denke sich dabei den Körper eines Riesen, der von

den Beinen eines Kindes getragen wurde, welche, zu schwach für das unverhältnißmäßige Gewicht des Rumpfes, sich beugten und krümmten, wie die Beine eines Dachshundes

An jenem Rumpfe saßen lange und knotige Arme, welche in ungestalte und rauh behaarte Hände endeten

Ein flacher und niedergedrückter Kopf, der von rothen, buschigen und borstigen Haaren gekrönt wurde, vervollständigte diese widrige Gesammt-Erscheinung.

Wir vermögen nicht, einen genauen Begriff von den Zügen und besonders von der Physiognomie dieses Kopfes zu geben.

Unendlich kleine Augen, von denen man hätte meinen sollen, sie wären mit einem Zapfenbohrer eingebohrt, und deren bleich-graue Sterne in einer schmutzig blauen Flüssigkeit zu schwimmen schienen, gaben ihm in Verbindung mit einem ungeheuern, aber fast lippenlosen Munde einen Ausdruck niedriger und verschlagener Bosheit.

Seine Gesichtsfarbe erschien aschenfahl unter den Schmutzlagen, welche in Folge einer unbegreiflichen Sorglosigkeit seit unvordenklichen Zeiten sich auf seinen Wangen gehäuft hatten.

Die Tracht dieser mißgestalteten Person war in jeder Hinsicht ihres wenig einladenden Aeußern würdig.

Auf den uncultivirten Borsten seines rothen Hauptschmucks erhob sich eine baumwollene Mütze mit rothen, weißen und blauen Streifen.

Ein Kittel von brauner Leinwand, der ganz zerrissen war und von Schmutz starrte, fiel auf eine Hose von Zwillich hinab, die an hundert Stellen geflickt und so kurz war, daß sie die rhachitischen Beine des Zwerges fast bis an die Kniee entblößt ließ

Diese Beine waren nackt und die Füße standen in schweren Holzschuhen, die mit Stroh ausgestopft waren.

In dem Augenblick, als Herr von Saint-André auf der Klippe anlangte, schien die Person, deren Bild wir in flüchtigen Umrissen darzustellen suchten, hinter einem Lavablock, welchen der Zufall über zwei Granittrümmer geworfen hatte und der vollkommen den alten druidischen Opferaltaren glich, — wie in einem Hinterhalte zu lauern.

Während Charles und Mignonne auf der Fläche unter offnem Himmel mit einander geplaudert hatten, war der Zwerg in einem Zustande so vollkommener Regungslosigkeit in seinem Versteck geblieben, daß man ihn für eingeschlafen hätte halten sollen, wenn nicht der klare und strahlende Blick seiner Augen den Beweis geliefert hätte, daß er wache und beobachte.

Sobald jedoch das Bauermädchen dem jungen Manne in die uns bereits bekannte Grotte gefolgt war, hatten die Augen des Unbekannten einen unruhigen und unstäten Blick angenommen.

Er hatte seinen Posten verlassen, war zwischen den Felstrümmern, die zerstreut auf der Bergfläche umherlagen, hindurch gekrochen und hatte endlich ein Gesträuch von Buchsbaum und Wachholder erreicht, hinter welchem er sich versteckte.

Je mehr sich die Beweise von Liebe offenbarten, welche unsern Lesern bereits bekannt sind, desto drohendern und unheimlichern Ausdruck nahm die Physiognomie des Zwerges an.

Als Mignonne halb ohnmächtig und sich hingebend in den Armen des jungen Mannes lag, da raffte der Zwerg mit seiner rechten Hand einen eckigen und schweren Kiesel auf und umklammerte ihn krampfhaft mit seinen Fingern.

Dann richtete er sich halb empor.

In diesem Augenblick verriethen seine zusammengezogenen Brauen eine eifersüchtige Wuth.

Aber bald ließ er seine Waffe wieder fallen und nahm er seine frühere Regungslosigkeit wieder an.

. . . .

. . . .

Als Charles sich entfernt hatte und Mignonne in die Grotte zurückgekehrt war, verließ auch der Zwerg sein Versteck und ging auf das junge Mädchen zu.

Pierre Nicod.

Als Mignonne männliche Tritte nahen hörte, erschrak sie und erhob ihr Haupt.

Der Zwerg stand vor ihr.

Bei seinem Anblick war es ihr unmöglich, einen schwachen Ausruf des Schreckens zurückzuhalten.

Der Zwerg brach in ein lautes Gelächter aus, welches dem Geknarr glich, das durch eine Thür hervorgebracht wird, die sich um schlecht geölte Angeln dreht

Nachdem er dieser erzwungenen Heiterkeit eine Zeit lang freien Lauf gelassen hatte, sagte er mit heiserer Stimme:

„Setze ich Euch in Schrecken, Base?“

„Keineswegs, mein Vetter Nicod,“ antwortete das junge Mädchen, „warum sollte ich vor Euch erschrecken?“

„Verdammt! man kann nicht wissen — Die jungen Mädchen haben oft so närrische Gedanken! Ja, was die Gedanken betrifft, Base, so sagt 'mal, was ihr eben dachtet, während Ihr den Kopf so auf die Hände stützet?“

Mignonne erröthete unwillkürlich.

„Ich dachte," antwortete sie, „ich dachte an meine Ziegen."

„Ach!" sagte Pierre Nicod, denn er war es, mit ungläubiger Miene.

„Ja," fuhr die Bäuerin lebhaft fort, „denn es war eben erst der Heerde ein Unglück widerfahren."

„Ein Unglück?" wiederholte der Zwerg.

„Der Fuchs war gekommen —"

„Ach!" rief Pierre zum zweiten Male aus. „Nun, was hat denn der Fuchs gethan?"

„Ei verdammt! — er trug ein Zicklein fort."

„Habt Ihr es nicht wieder bekommen."

„Ganz zufällig war ein Jäger in der Nähe, der ihn durch einen nachgesandten Schuß erschreckte."

„Ein Jäger?"

„Ja."

„Kennt Ihr den Jäger?"

„Ich glaube," stammelte Mignonne, indem sie eins ihrer Schürzenbänder zwischen den Fingern drehte; „ich glaube, daß es der Sohn des Herrn Baron von Saint-André war"

„Seid Ihr davon vollkommen überzeugt, Base?"

„Na, ich glaube ihn erkannt zu haben."

„Er kam also zufällig auf seiner Jagd hier vorbei?"

„Mein Gott, ja!"

„Und der junge Herr hat nichts zu Euch gesagt?"

„Zu mir? Was hätte er denn für einen Grund gehabt, mir etwas zu sagen, Vetter?"

„Kann ich das wissen?"

„Er kennt mich nicht einmal."

„O! das ist kein Grund! — Diese jungen Herren, welche

reich sind, schöne Kleider haben, sich gut benehmen und artig sprechen können, finden stets eine Menge von Dingen, um sie hübschen Mädchen zu sagen, denen sie auf ihrem Wege begegnen, und es ist nicht erst nöthig, daß sie dieselben kennen, um ihnen ihre glühende Liebe zuzuschwören und sogleich bei der ersten Begegnung von ihnen — Alles zu verlangen, was ein junger Mann von einem jungen Mädchen verlangen kann!"

Während Mignonne diese Worte anhörte, welche Pierre Nicod mit einem beißenden und spottvollen Ausdruck aussprach, verlor sie ihre Fassung immer mehr und begann schon zu fürchten, daß ihr Vetter etwas von dem Vorgefallenen wissen möchte.

Aber der Zwerg trug selbst Sorge, sie schnell wieder zu ermuthigen.

„Nun," fuhr er fort, „wenn er Nichts zu Euch gesagt hat, Base, so ist es recht gut"

Er schwieg für einen Augenblick und fuhr dann fort:

„Ihr wißt wohl, daß ich Euer Bräutigam bin, und, so wahr ich Pierre Nicod heiße, wenn es Jemand einfallen könnte mit Euch von Liebe zu sprechen, so würde es diesem Jemand nicht gut bekommen!"

Die Augen des Vetters nahmen bei diesen Worten einen so wilden Ausdruck an, daß das junge Mädchen erbleichte und zu zittern begann.

Pierre stellte sich, als bemerke er diese schmerzhafte Aufregung nicht, und fuhr fort:

„Seht, es wird schon Nacht, Base, und es ist daher Zeit, nach Hause zurückzukehren; ich werde Euch helfen, die Ziegen zusammenzutreiben."

Er verband die That mit den Worten, pfiff dem Hunde

und setzte dann an seine Lippen eins von jenen Instrumenten, die aus einem Kuhhorn gemacht sind und in der Franche-Comté Cornets à bouquin genannt werden. Er entlockte diesem Instrumente jene mißklingenden Töne, welche den Heerden anzeigen, daß der Augenblick gekommen ist, die Weide zu verlassen.

Die gehorsamen Ziegen begriffen das Signal, der verständige Hund trieb die säumigen Nachzügler an, und so befand sich bald die ganze Heerde unter Mignonne's und ihres Vetters Leitung auf dem Heimwege.

Die Entfernung von der Hochfläche der Klippe bis zu der Meierei Etioux mochte etwa eine halbe Stunde betragen.

Um von der einen bis zu der andern zu gelangen, mußte man durch den Wald von la Souche.

In dem Augenblick, als Mignonne und Pierre Nicod unter die hohen Bäume des Waldes traten, begann die Abenddämmerung sich zu senken, und die ersten Sterne funkelten bereits an dem dunkeln Sammet des Firmaments.

Das dichte Laub der Ulmen und Eichen trug noch zur Mehrung des Dunkels bei, und die Krümmungen des Pfades verloren sich in fast vollständige Finsterniß.

Mignonne ging nachdenkend voran und trug auf ihren Armen das von den Bissen des Fuchses verwundete Lamm.

Ihr Vetter folgte ihr in einer Entfernung von zwei oder drei Schritten.

Pierre Nicod war in Mignonne verliebt; wir hörten bereits, wie das junge Mädchen selbst diese Thatsache dem Herrn von Saint-André erzählte.

Was aber das Mädchen eben so wenig wußte, wie es unsere Leser bis jetzt wissen, das war die Heftigkeit und Tiefe der Liebe, welche sie eingeflößt hatte.

Der Zwerg war von einer Leidenschaft ergriffen, die um so glühender war, weil er seine Häßlichkeit kannte, weil er wußte, daß er von Allen verachtet werde, weil er keine Hoffnung hatte, durch seine Umkehr einen Lohn zu erwerben.

Eine solche Liebe, welche so herrliche Gelegenheit zur Selbstopferung und Selbstverleugnung gewährte, würde einen Menschen von edlem und hochherzigem Instinkt geläutert und erhöht haben.

Aber die Seele Pierre Nicods wetteiferte an Häßlichkeit mit dem Körper, der ihre Hülle war.

Die Leidenschaft hatte über das Maß die bösen Instinkte entwickelt, deren Keime in dem Herzen des Bauers lagen, namentlich seinen neidischen Haß gegen alle diejenigen, welche von der Natur weniger stiefmütterlich behandelt waren, und seine Lüste von viehischer und empörender Rohheit.

Man wird errathen, welche Wirkungen bei ihm die Scene hervorbringen mußte, der er beigewohnt hatte und bei welcher er Mignonne ohne eignen Willen und bewußtlos in den Armen des Herrn von Saint-André gesehen hatte.

Von der doppelten Marter des Zornes und der Eifersucht ergriffen, hatte sich Pierre Nicod zweierlei zugeschworen: das Verderben seines Nebenbuhlers und Mignonne's Besitz.

„Sie wird mir angehören!“ rief er sich zu, während er hinter seiner Base herging, deren anmuthige Formen er durch die Finsterniß errieth.

„Sie wird mir angehören!" wiederholte er sich, „aber wann?" —

Und er antwortete sich:

„Warum nicht morgen?"

„Warum nicht heute Nacht?"

„Warum nicht in einer Stunde?

„Warum nicht sogleich?"

Kaum hatte sich dieser letzte Gedanke in seinem Geiste gebildet, als auch sein Entschluß feststand.

Das Blut stieg ihm nach dem Herzen und nach dem Kopfe, um ihn zu betäuben und zu blenden.

Er schwankte, wie ein Trunkener.

Und in der That war er trunken; trunken von Unkeuschheit und viehischer Gluth.

An der Stelle, wo Mignonne und Pierre Nicod jetzt angelangt waren, bildete der Pfad eine Krümmung und war das Laubgewölbe noch dichter, als es schon bisher gewesen war.

Der Bauer blieb stehen.

„Mignonne," sagte er.

„Das junge Mädchen wandte sich um.

„Mignonne," wiederholte Pierre Nicod.

„Was wollt Ihr von mir, Vetter?" fragte die Bäuerinn.

„Warte ein Wenig; ich habe Dir etwas zu sagen."

„Was denn?"

„Etwas, das ich Dir schon mehr als ein Mal gesagt habe und jetzt nur wiederholen will."

Die heisere Stimme des Pierre Nicod zitterte so sehr, daß Mignonne von Furcht ergriffen wurde und anstatt zu dem Vetter zurückzukehren, nur ihre Schritte beschleunigte.

Aber ihr Vetter hatte das vorhergesehen und verhinderte ihre Flucht.

Mit einem Sprunge stand er vor ihr.

„Höre mich an," bat er leise.

„Später, sogleich — zu Hause —" antwortete Mignonne mit steigender Angst.

„Nicht später, nicht zu Hause! sondern hier und zwar sogleich, sofort!"

„Aber, Vetter," stammelte Mignonne, „was wollt Ihr denn von mir?"

„Ich will Dir sagen, daß ich Dich liebe — und daß Du die Meinige werden mußt."

Während Pierre Nicod diese Worte sprach, umschlang er das junge Mädchen mit seinen Armen.

„Hilfe!" schrie Mignonne.

„Rufe, wenn Du willst!" sagte der Zwerg unter einem wilden Hohnlachen, „wir sind hier allein — Niemand wird kommen, Niemand wird Dein Geschrei hören, und überdieß werde ich dasselbe ersticken."

In der That hob Pierre mit unbesieglicher Kraft das junge Mädchen auf, bändigte ohne Mühe dessen verzweifelte Anstrengungen, legte seinen Mund auf die Lippen des Opfers und zwang dieses solchergestalt auch zum Schweigen.

Gleich einem Eber, welcher einen Wildzaun durchbricht, um sein früheres Revier wieder zu erlangen, verließ er dann den betretenen Weg und eilte mit seiner leichten Bürde in das Dickicht des Waldes.

Ein Verbrechen.

„Im Namen des Himmels! — im Namen Gottes! — mein Vetter, laßt mich!" schrie Mignonne, als Pierre Nicod seine Arme öffnete, um sie auf den Rasen niederzulegen.

„Ich fürchte den Himmel nicht! — Ich glaube nicht an Gott!" antwortete der Bauer; „höre auf zu weinen, höre auf zu beten, denn Du mußt die Meinige werden, und nichts auf der Welt, selbst der Donner nicht, wenn er auf uns niederfiele, könnte mich verhindern, Dich zu besitzen —"

Mignonne war verloren, vollkommen verloren, wie man sieht.

Dennoch wollte sie nicht unterliegen, ohne einen letzten Kampf zu unternehmen, ohne eine verzweifelte Anstrengung zu machen.

Sicher war sie der schwächere Theil.

Aber die Mädchen, welche zu gleicher Zeit ihre Liebe und ihre Scham vertheidigen, finden in Augenblicken eine wunderbare Kraft.

Pierre Nicod hatte sie, wie wir wissen, auf die Erde ge-

legt und hielt mit äußerster Gewalt ihre zarten Glieder auf derselben fest.

Sie stützte sich auf ihre Ellbogen und auf ihre Hände, indem sie fast unglaubliche Anstrengungen machte, um sich zu erheben.

Es war das vergebens.

Der Zwerg lag fest auf ihr und drückte sie mit dem Gewichte seines Körpers nieder.

Eine zweite Anstrengung, welche sie machte, blieb so unnütz, wie die erstere.

Die Anstrengungen Mignonne's wurden vereitelt durch die Lage Pierre Nicod's, der seine unanständigen Liebkosungen verdoppelte.

Mignonne fühlte sich einer Ohnmacht nahe.

Der Athem ging ihr aus.

Feuerfunken schwebten ihr vor den Augen vorüber und ein sonderbares Brausen und Sausen erfüllte ihre Ohren.

Sie war nahe daran, zu unterliegen.

In diesen Augen kam der Zufall oder, wenn man lieber will, die Vorsehung, ihr zu Hülfe.

Ihre krampfhaft gekrümmte Hand, deren Finger sich in den Rasen einwühlten, begegnete auf dem Boden einem Stück trocknen Holzes, das einige Zoll lang und an einem Ende zugespitzt war.

Von einer plötzlich erwachenden Hoffnung neu belebt, ergriff Mignonne diese Waffe und faßte sie so gut wie möglich in ihre Hand.

Dann stellte sie sich, um für einen Augenblick das Miß-

trauen Pierre Nicods einzuschläfern, als wären ihre Kräfte erschöpft und habe sie das Bewußtsein gänzlich verloren.

Das war es eben, was der Bauer gewollt hatte.

„Endlich!“ sagte er halb laut.

Er erhob sich zur Hälfte, um selber wieder Athem zu schöpfen.

Aber Mignonne, plötzlich schnell geworden, wie der Blitz, hatte sich zu gleicher Zeit mit ihm erhoben.

Sie zog ihre rechte Hand, die mit dem improvisirten Dolche bewaffnet war, zurück, beschrieb einen schnellen Kreisbogen mit derselben und traf dann mit aller Kraft Pierre Nicod gerade in das Gesicht.

Mignonne fühlte, daß die Spitze des Holzes tief in das Fleisch eindrang

Der Bauer stieß einen entsetzlichen Schrei aus.

Er sprang auf seine Beine empor.

Er schlug seine Hände wehklagend über dem Kopfe zusammen.

Dann sank er unter dumpfem Stöhnen rückwärts nieder.

Mignonne, die fast den Verstand vor Schrecken verloren hatte, sprang über den leblosen Körper hinweg, der quer vor ihr lag, und erreichte, wenn auch nicht ohne Mühe, den Pfad wieder, indem sie Fetzen ihrer Kleidung an den Dornsträuchern zurückließ. Ohne auch nur einen Augenblick ihren Lauf zu verzögern, gelangte sie keuchend nach der Meierei, wo ihre Heerde mit ihr zu gleich r Zeit anlangte, denn der leitende Instinkt der Ziegen und die verständige Wachsamkeit des Hundes, welcher ihnen als Leiter diente, hatten eine Abweichung von dem geraden Wege nicht erlaubt.

Mignonne schloß ihre Ziegen in den Stall ein und begab sich dann in die Wohnstube der Meierei.

Dieses ziemlich große Gemach diente zu gleicher Zeit als Küche und als gewöhnlicher Aufenthaltsort der Familie.

Es war weder gedielt, noch mit Estrich versehen, sondern man ging auf einem Fußboden von gestampfter Erde, welcher Erhöhungen und Vertiefungen zeigte.

Die Balken der Decke, so wie die Wände, welche vordem mit Kalk geweißt gewesen waren, erschienen jetzt vom Rauche geschwärzt und gleichsam mit einem glänzenden Firniß überzogen.

Ein großes Kannrück von Eichenholz trug Teller und Schüsseln von einem gemeinen Thongut, dessen plumpe Malereien Blumen oder Kirchthürme oder mit einander streitende Hähne darstellten.

Dem Kannrück gegenüber sah man den gewaltigen Herd, unter dessen Mantel vier oder fünf Personen mit größter Bequemlichkeit Platz nehmen konnten.

Der sommerlichen Jahreszeit ungeachtet, knisterte auf der Feuerstelle eine mit Reisigholz und Tannenzapfen genährte Flamme.

Ein mit gekochten Erdäpfeln gefüllter Kessel hing an der Kette des Herdes über dem Feuer.

Zwei in einem ziemlich schlechten Zustande befindliche Flinten hingen an dem Kranze des Schlotes und schienen unter den besondern Schutz der heiligen Jungfrau gestellt zu sein, deren blau und roth ausgemaltes Bild man über ihnen erblickte.

Mais-Kolben, Schinken und angeschnittene Speckseiten hingen an den Balken der Decke.

In der Mitte des Gemaches stand endlich noch ein langer Tisch von Eichenholz; auf diesem erblickte man mehre Teller, eine Schüssel mit einem großen Stück gekochten Speck und eine kupferne Lampe, deren flackerndes Licht in Verbindung mit dem Feuer des Herdes die Speisenden beleuchtete.

Diese Speisenden waren der Vater Nicod, seine Frau Monica, ein Knecht und eine dicke Magd.

Zwei noch leere Teller zeigten die Plätze an, welche Mignonne und Pierre Nicod einzunehmen hatten.

„Du kommst heute Abend recht spät nach Hause, Kleine,“ sagte der Bauer zu seiner Nichte in dem Augenblick, als dieselbe in die Stube trat.

„Mein Oheim, ich konnte nicht schneller zurückkommen,“ antwortete die Angeredete, indem sie bemüht war, die noch sichtbaren Spuren ihrer Aufregung zu verbergen.

„Ach, Jesus mein Gott!“ rief jetzt Monica aus, indem sie ihre Blicke auf die zerstörten Züge und die in Unordnung gerathene Kleidung ihrer Nichte Mignonne richtete; „ach, Jesus mein Gott! was ist mit Dir vorgegangen und wodurch bist Du in einen solchen Zustand gekommen!“

„Ich bin recht in Schrecken und Angst gewesen,“ antwortete Mignonne, die entschlossen war, einen Theil der Wahrheit zu verbergen.

„Weßhalb in Schrecken und Angst gewesen, Kleine?“ fragte Vater Nicod.

„Ein wildes Thier war zwischen meine Ziegen gerathen und hat eins der Zicklein halb aufgefressen, welches jetzt im Stalle liegt und wohl verenden wird.“

„Ach, heiliger Hieronymus, mein guter Patron! Wie ist denn das gekommen, Kleine?"

„Das will ich Euch sagen, Oheim."

Und Mignonne begann nun eine lange und verworrene Erzählung, in welche sie jedoch, wie man sich denken kann, kein Wort von Charles von Saint-André oder von Pierre Nicod einfließen ließ.

Ihrer Erzählung nach war ein wildes Thier, sie wußte nicht, ob ein Wolf oder ein Fuchs, in dem Augenblick zwischen ihre Ziegen gerathen, als sie mit denselben in den Wald hatte zurückkehren wollen.

Da hatte sich ihrer der Schrecken bemächtigt und sie veranlaßt, quer durch das Dickicht zu entfliehen, bis sie endlich neuen Muth gefaßt und zurückgekehrt war, worauf sie das verwundete und von dem wilden Thiere verlassene Zicklein auf dem Wege wiedergefunden hatte.

Diese ganze Erzählung war nichts weniger, als klar und verständlich; aber Hieronymus Nicod und seine Frau waren mit derselben vollkommen zufrieden und dankten dem Himmel, daß kein größeres Unglück vorgefallen sei.

„Komm, Kleine," sagte der Bauer, „wenn es weiter nichts ist, als daß wir ein Zicklein weniger haben, so mag das Ding angehen. Setz Dich und genieße Dein Abendbrot."

Aber Mignonne hatte keinen Hunger.

Der Vater Nicod füllte den Teller des jungen Mädchens und fuhr dabei fort:

„Es ist doch wunderlich, wie heute Abend Alle so lange ausbleiben! — Wo zum Teufel! mag der Pierre bleiben? — Bist Du ihm zufällig begegnet, Kleine?"

Mignonne begann an allen Gliedern zu zittern.

Sie wurde leichenblaß und hatte keine Kraft zu antworten.

„Verstehst Du mich nicht?“ fragte Nicod.

„Ich — Oheim —“ stammelte Mignonne. „Ja — nein — ich weiß nicht —“

„Ich frage Dich, ob Du Pierrre begegnet bist?“

„Nein, mein Oheim — nein — ich habe ihn nicht gesehen — und überdieß — wo sollte ich ihn gesehen haben?“

„Kann ich das wissen? Auf der Klippe oder im Walde könntest Du ihn gesehen haben, — es wäre das eine ganz natürliche Sache.“

„O, gewiß, eine ganz natürliche Sache, — aber es ist dem nicht so —“

„Nun, es ist auch kein Grund vorhanden, sich zu beunruhigen, denn er wird ohne Zweifel bald nach Hause kommen.“

„Ja, mein Oheim, ohne Zweifel —“

„Es kann sein, daß er nach Saint-André gegangen ist.“

„Ja, — mein Oheim — er ist vielleicht nach Saint-André gegangen.“

„Ueberdieß wird er noch genug zu essen finden, wenn er nach Hause kommt.“

„Ich werde ihm seine Suppe und seinen Speck in die heiße Asche stellen,“ sagte Monica.

„Thue das, Frau,“ antwortete Hieronymus Nicod.

Dann fuhr er rasch fort, indem er Mignonne ansah, die auf ihrem Stuhle schwankte:

„Aber, Kleine! Kleine! — bist Du denn krank?“

„Nein, Oheim,“ antwortete das junge Mädchen mit schwacher Stimme.

„Was! nein! im Gegentheil: ja! ja! bei allen Teufeln! Du wirst ganz bleich! — ganz bleich! — verdauß! da liegt sie auf der Erde!"

Mignonne hatte in der That ihr Bewußtsein vollständig verloren und war von ihrem Stuhle gesunken. Sie lag kalt und todtenblaß auf dem Fußboden.

Alle Anwesenden drängten sich um sie.

Monica band den Rock des Mädchens auf.

Hieronymus sprengte ihr Wasser in das Gesicht, um sie in das Bewußtsein zurückzurufen.

Endlich öffnete sie die Augen wieder.

In diesem Augenblick trat eine neue Person in das Zimmer.

Der Einäugige.

Der neu Eingetretene war Pierre Nicod.

Aber er war so entstellt, so unkenntlich, so häßlich, daß ein Schrei der Ueberraschung und des Entsetzens bei seinem Anblick laut wurde.

Die Kleidungsstücke des jungen Mannes waren nicht von Blut befleckt, sondern vollkommen in Blut getränkt.

Ein Blutgerinsel seikerte langsam über seine Wange hinab, indem es von dem rechten Auge ausging.

Ein Taschentuch, welches auf solche Weise um den Kopf gebunden war, daß es den obern Theil des Gesichts bedeckte, verbarg ohne Zweifel eine tiefe Wunde.

Die Purpurfarbe des Blutes stach auf schauderhafte Weise von der cadaverartigen Bleichheit der Haut ab.

Selbst die Lippen waren weiß.

Ein unheimliches Lächeln umspielte dieselben.

„Ich bin es," sagte er beim Eintreten mit einer ziemlich festen Stimme, „ich bin es! Guten Abend, Alle zusammen!"

Die Landleute wurden stumm vor Schrecken.

Mignonne war von Neuem ohnmächtig geworden.

Pierre Nicod trat bis an den Herd vor.

Hier ließ er sich auf einen Stuhl nieder.

Als sich Monica von der ersten und schrecklichen Ueberraschung erholt hatte, in die sie durch den Zustand ihres Sohnes versetzt war, warf sie sich vor ihm auf die Kniee und rief im tiefsten Schmerze aus:

„Mein Gott! mein Gott! Kind! was ist mit Dir vorgegangen?"

„O! fast nichts, Mutter," antwortete Pierre Nicod mit einem spöttischen Lächeln.

„Wie! fast nichts? Unglücklicher Junge! Du bist verwundet und Dein Blut fließt, daß es einen Stein rühren könnte! Hast Du Dich mit Jemand geschlagen? Hast Du irgend einen bösen Schlag empfangen?"

„Nein," antwortete Pierre in einem ungeduldigen Tone, „nein, ich habe mich mit Niemand geschlagen."

„So laß doch sehen, wo Du verwundet bist?"

„Seht zu."

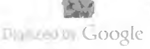
Und Monica endete damit, womit sie hätte anfangen sollen.

Sie lös'te das Taschentuch, welches die Wunde ihres Sohnes bedeckte.

Kaum war aber die Binde gefallen, als Monica einen neuen Schrei ausstieß und laut zu schluchzen begann.

Pierre Nicod hatte nur noch ein Auge.

Der durchbohrte und blutige Augapfel des rechten Auges trat zur Hälfte aus seiner Höhlung hervor.



Es gibt keine Worte, um das Grausige dieses Anblicks zu schildern.

„Ach!" rief Pierre unwirsch aus, „wenn Ihr so trostlos sein wollt, Mutter, so könnt Ihr nur gehen. Was wird dadurch geändert, wenn Ihr bis Morgen klagt und jammert? Ich bin und bleibe einäugig! Das ist ein Unglück, aber was ist dabei zu thun?"

„Ach, mein Gott!" flehete Monica, ohne auf ihren Sohn zu hören; „ach, mein Gott! ach, mein Gott!"

Und ihr Schluchzen verdoppelte sich.

„In des Drei-Teufels Namen!" schrie der Zwerg und stampfte mit dem Fuße, „schweigt und macht mir den Kopf nicht wüste. Mir ist ohnedieß schon schlecht genug zu Muthe. Geht!"

„Der Junge hat Recht," sagte Hieronymus, indem er zwischen Mutter und Sohn trat; „es handelt sich jetzt nicht darum zu verzweifeln, sondern so gut wie möglich die Wunde zu verbinden."

„Verbinden?" fragte Monica; „aber wie? Eile schnell nach Pontarlier, lieber Mann, und hole einen Chirurgen."

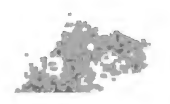
„Das ist überflüssig!" sagte Pierre Nicod, „ich werde mich besser behandeln, als alle Chirurgen aus der Stadt solches können."

„Jesus Maria! Das ist nicht möglich —"

„Ihr sollt es sehen!"

„Wie! Du wolltest —"

„Ich will nur, daß Ihr mir gebt, was ich nöthig habe, aber schnell; denn ich leide, wie ein Verdammter in der Hölle!"



„Sag, was Du nöthig hast, und Du sollst es sogleich bekommen."

„Zunächst kaltes Wasser, damit ich das Blut entferne, welches auf meinem Gesichte festtrocknet und mir auch das übrig gebliebene Auge zuklebt."

„Hier ist Wasser."

„Nun reißt mir ein Stück von der feinsten Leinwand ab, welche Ihr habt, und taucht sie in Salzwasser, damit ich sie auf meine Wunde lege. Das ist, wie man sagt, das beste Heilmittel."

Monica beeilte sich, den Willen ihres Sohnes zu erfüllen, und schon nach einer Minute konnte der Zwerg eine in Salzwasser getränkte Compresse auf seine blutende Augenhöhle legen.

Der Schmerz war ein grausamer und entriß ihm eine Reihe der schauderhaftesten Flüche.

„Morgen wird es schon besser gehen," sagte er dann. „Laßt uns jetzt von etwas Anderm sprechen und achtet ein Wenig auf meine Base Mignonne, welche da auf der Erde liegt, wie ein Bündel schmutziger Wäsche. Ist der Kleinen auch etwas widerfahren?"

Unsere Leser werden ohne Mühe errathen, in welchem Tone Pierre Nicod diese letzten Worte aussprach.

Während Monica das junge Mädchen aufhob, antwortete Hieronymus:

„Ach! mit der Kleinen hat es nichts zu sagen! Sie ist einem Wolfe begegnet, der sich zwischen ihre Ziegen geworfen hat, und da hat denn der Schrecken ihr Blut zum Erstarren gebracht. Das ist Alles!"

„Ach!" versetzte Pierre.

„Aber Du, mein armer Junge," fuhr der Bauer fort, „wo hast Du denn diesen bösen Schlag bekommen?"

„Ich —" sagte der Zwerg und schien zu zögern.

Aber fast unmittelbar darauf antwortete er:

„Mein Gott, das ist eine einfache Sache! Ich war in dem Walde von la Souche auf einen Baum gestiegen, um Elstern auszunehmen und setzte den Fuß auf einen morschen Ast. Der Ast brach, ich versuchte, mich an einem andern Zweige zu halten, doch gelang es mir nicht, und ich purzelte von Ast zu Ast, bis ich endlich auf die Erde kam und mit meinem Auge gerade auf ein Stück trocknes Holz traf. Das ist Alles!"

„Im Namen eines Namens! Das ist ein rechtes Unglück!"

„Es ist allerdings eine ärgerliche Sache; aber im Grunde werde ich hinterher nicht viel häßlicher sein, als ich vorher war."

Pierre lachte bei diesen Worten.

Diese anscheinende Heiterkeit hatte etwas Unheimliches.

Er schwieg für einen Augenblick und fuhr dann fort:

„Nun will ich mich zur Ruhe begeben, denn Ihr könnt Euch wohl denken, daß ich kein besonderes Verlangen nach dem Abendessen hege. Na, gute Nacht Alle zusammen!"

Mignonne hatte eben ihre Augen wieder geöffnet.

Pierre Nicod näherte sich ihr.

Er ergriff die Hand, welche das arme Kind ihm nicht zu verweigern wagte.

Dann drückte er diese Hand, als hätte er sie zermalmen wollen, und sagte:

„Gute Nacht, Base Mignonne, gute Nacht und auf Wiedersehen!"

Damit verließ er schwankend die Stube.

Drei Wochen waren seit den Ereignissen verflossen, welche wir zuletzt erzählten.

Für einige Tage hatte Pierre Nicod, der von einem heftigen Fieber ergriffen war, das Zimmer und das Bett hüten müssen.

Aber die außerordentliche Kraft seiner körperlichen Beschaffenheit hatte ihn wundersam aus der Gefahr gezogen, und schon seit einer Woche etwa verließ er an jedem Nachmittage zwischen zwei und drei Uhr die Meierei wieder.

Mignonne fuhr fort, wie bisher, ihre Heerde auf der Hochfläche der Klippe zu weiden, uud Herr von Saint-André verfehlte an keinem Tage, dort mit seiner kleinen Geliebten zusammen zu treffen.

Wir müssen gestehen, daß das junge Mädchen den Herrn Charles liebte.

Sie liebte ihn mit einer zu gleicher Zeit kindlichen und unbeschränkten Liebe.

Ungeachtet der treulosen Einflüsterungen der Jugend, der Erfahrungslosigkeit und der sinnlichen Begierden war jedoch Mignonne auf sich selbst in Folge der Schwachheit aufmerksam geworden, welche sie bei dem uns bekannten Auftritte in der Grotte gezeigt hatte. Sie hatte ihre Unschuld mit unübersteiglichen Schranken geschirmt und den glühenden Bitten des Herrn von Saint-André durchaus nichts Vollständiges und Entscheidendes gewährt.

Die Leidenschaft des Letztern war dadurch nur noch heftiger geworden.

Er wußte recht gut, daß die Schäferstunde früher oder später für ihn schlagen würde.

Nur wußte er nicht, wann sie schlagen würde.

Und wir müssen gestehen, daß während der Aufregungen der ersten Liebe ein solches unruhiges, fieberhaftes Warten, das mit großen Freuden und kleinen Täuschungen verbunden ist, allerdings einen gewissen Reiz hat.

Es war jetzt in dem Benehmen und den Gewohnheiten des jungen Mannes jene vollständige Umwandlung vor sich gegangen, über welche wir in einem der frühern Kapitel die Frau von Saint-André mit dem Abbé Bricogne sprechen hörten.

Nachdem wir so die Lage der in unserm Romane neu aufgetretenen Personen geschildert haben, fahren wir in unserer Erzählung fort.

Die Passerelle.

Wir bitten unsere Leser, sich mit uns an einen gewiß sehr malerischen Ort zu versetzen, der in der dortigen Gegend unter dem Namen „die Passerelle des Val d'Ajoz" bekannt ist.

Das Val d'Ajoz, etwa drei bis vier Stunden von dem Schlosse Saint-André, ist eine breite und tiefe Schlucht zwischen jähen Hügeln und wird von einem kleinen Bache durchflossen, dessen schäumende Wellen durch ein steiniges Bett dahintanzen.

Allmählig und zwar nach der Seite hin, wo sich die Thatsachen begeben werden, deren Beschreibung wir übernommen haben, verengt sich die Schlucht, indem die Bergwände näher zusammentreten

Die Hügel werden zu senkrecht abgeschnittenen Felswänden.

Der Bach wird von Granitblöcken aufgehalten, welche sich seinem stürmischen Laufe entgegensetzen, schwillt hinter denselben an und stürzt sich dann über die ihn eindämmenden Blöcke hinweg, indem sich seine Wasser während des Falles in Staub auflösen.

An der Stelle endlich, welcher die Passerelle genannt wird, ist die Schlucht bei einer Tiefe von hundert Fußen kaum noch acht bis zehn Fuß breit.

In der Tiefe dieses Abgrundes braust das Wasser des Baches, und neigt man sich über den Abgrund, so sieht man inmitten der halbdunkeln Tiefe einen weißlichen Schaum, der einem leichten und ewigen Nebel gleicht.

Die Passerelle selbst ist eine kleine Brücke, welche aus zwei fichtenen Bohlen gebildet wird, kein Geländer hat und so schmal ist, daß Keiner über dieselbe gehen darf, der zum Schwindel geneigt ist.

Hundertjährige Ulmen und gewaltige Eichen wachsen rund umher und drücken der Landschaft ein strenges und großartiges Gepräge auf.

Es war früh am Morgen, bei Tages-Anbruch.

Die Sonne erhob sich hinter einem dichten Nebelmeere, welches den östlichen Horizont begränzte und durch welches sie nur bleiche Strahlen warf.

Der Bach brauste in der Tiefe des Abgrundes, und kleine flockige Wölkchen stiegen von ihm bis an die Mündung der Schlucht empor.

Neben der Passerelle kauerte ein Mann.

Man vermochte kein Urtheil über die Größe dieses Mannes zu fällen, dessen Beine in den Abgrund hinab hingen.

Er war mit einem blauen Kittel bekleidet und eine Binde bedeckte seine Stirn, so wie fast die ganze rechte Seite seines Gesichts

Nun werden unsere Leser Pierre Nicod wieder erkannt haben.

Der Zwerg war mit einer sonderbaren und unbegreiflichen Arbeit beschäftigt.

Neben ihm lagen eine kleine Säge, ein Bohrer und ein Tischler-Hobel.

Er hatte die beiden Bohlen der Passerelle aufgenommen, und das Ende der einen dieser beiden Bohlen lag auf seinen Knieen.

Er sägte diese Bohle drei Fuß von ihrem Ende auf geschickte Weise durch.

Und während sein Werkzeug in das trockne Holz eingriff, murmelte er zwischen den Zähnen und auf ziemlich nachlässige Weise ein altes Volkslied:

„Dort auf dem Fels mit trübem Sinn
Sitzt eine Schäferin,
Sasa!
Sitzt eine Schäferin.
Besingt, wenn graut das Morgenroth,
Ihr Elend, ihre Noth,
Sasa!
Ihr Elend, ihre Noth!"

Als das fichtene Brett in zwei Theile getrennt war, ergriff er den Bohrer und bohrte in die Abschnittflächen der beiden Stücke einige Löcher, welche einander gegenüber befindlich waren.

In jedes dieser Löcher steckte er einen zum Voraus bereiteten Holzpflock, und die auf solche Weise wieder zusammengesetzte

Bohle schien, wie sie vorher gewesen war, aus einem Stücke zu bestehen.

Als dieses beendet war, nahm Pierre Nicod auch die zweite Bohle vor und setzte dabei seinen Gesang fort:

„Des Königs Sohn hat sie gesehn
Von seines Schlosses Höhn,
Sasa!
Von seines Schlosses Höhn.
Des Königs Sohn hat drauf gefragt:
Wer ist die schöne Magd?
Sasa!
Wer ist die schöne Magd?"

Wir erlassen unsern Lesern die übrigen Strophen.

Sobald Pierre Nicod sein Werk beendet hatte, erhob er sich von seinem Sitze.

Mit unendlicher Vorsicht legte er die beiden Bohlen wieder über den Abgrund, und die Passerelle war nun dem Anscheine nach wieder eben so fest und dauerhaft hergestellt, wie sie eine Stunde vorher gewesen war.

Nur barg sich eine schreckliche Falle unter diesem trügerischen Anschein, denn das geringste Gewicht mußte bewirken, daß die beiden Bohlen der Passerelle aus einander brachen und denjenigen in den Abgrund stürzen ließen, welcher es gewagt hatte, sie zu betreten.

Ein grausiges Lächeln spielte um die Lippen des Zwerges, während er einen triumphirenden Blick auf die Arbeit warf, die er so meisterhaft zu Ende geführt hatte.

„Ha, ha!" machte er, „wir werden bald zu lachen bekommen!"

Und er kauerte sich, etwa zwanzig Schritte von der trügerischen Passerelle, in das Dickicht.

Man errieth leicht, daß Pierre Nicod, welcher seit einigen Tagen im Interesse seiner Rache die Gewohnheiten seines Nebenbuhlers studirte, sich überzeugt hatte, daß Charles von Saint-André an jedem Morgen über die Passerelle des Val d'Ajoz gehe, um sich nach der Hochfläche der Klippe zu Mignonne zu begeben.

Der Herr von Saint-André hatte sich, wie gewöhnlich, auf den Weg gemacht.

Wir wissen, daß ihm die Jagd bei seinen langen Abwesenheiten vom Schlosse als Vorwand diente.

Daher verfehlte er auch nie, seine Jagdtasche, seine Flinte und zwei Vorstehhunde mitzunehmen, obgleich das vollkommen unnütz war.

Diana und Pompejus, seine treuen Gefährten, sprangen heiter vor ihm her und schweiften bisweilen zur Rechten oder zur Linken auf den frisch abgeernteten Feldern ab, indem sie ihren Herrn aufzufordern schienen, ihnen zu folgen.

Aber Charles kümmerte sich wenig um die Hasen und um die Rebhühner, denn ihn drängte es, recht bald zu Mignonne zu gelangen. Er wurde ganz und gar nur von seinen Liebesgedanken erfüllt, und jedes Wild der Erde hätte zwischen seinen Beinen hindurchlaufen können, ohne daß er sich auch nur die Mühe gegeben haben würde, seine Flinte anzulegen, um ihm einen Schuß nachzusenden.

„Wie hübsch sie ist!" dachte er; „wie hübsch sie ist und wie ich sie liebe, meine kleine Mignonne! — —

„Die arme Kleine! sie erwartet mich, sie ruft mich, ihr Herz schlägt bei dem Gedanken, daß ich kommen werde!

„Mignonne liebt mich glühender, als ich sie lieben kann — warum widersteht sie mir also noch?

„Sie überläßt meinen Küssen ihre schönen Augen, ihre frischen Lippen, ihre seidenen Haare, — ihre Blicke werden unsicher und schmachtend, während sie den meinigen begegnen, ihre Augen werden feucht vor Wollust, — ihr junges Herz stürmt und pocht dem meinigen entgegen, wenn ich sie in meinen Armen halte, — warum weigert sie sich noch, mir Alles zu geben, was ein Weib geben kann, um den Mann glücklich zu machen, den es liebt und von dem es geliebt wird?

„Und doch ist sie weder eine Kokette, noch ist sie falsch, noch treulos!

„Sie ist einfach, wie die Blumen des Feldes.

„Sie ist unerfahren in der Kunst, die Sehnsucht zu entflammen, um dann einen geschickten Widerstand leisten zu können.

„Wer kämpft denn so für sie?

„Wer vertheidigt sie denn so kräftig gegen mich und gegen sich selbst?

„Ihre Unschuld und ihr Scham.

„Das arme Kind, das ich betrügen will!

„Aber, warum denn betrügen?

„Wenn ich nun, anstatt ihr Liebhaber zu sein, ihr Ehemann würde?

„Ich bin ein Narr!

„Ein Narr! — warum?

„Sie ist jung, sie ist schön, sie ist verständig, ihr Geist ist noch ungebildet, aber er ist der Bildung fähig; sie liebt mich und hat außer mir noch nie Jemand geliebt —

„Würde ich nicht mit ihr glücklich werden?

„Ja, ohne Zweifel.

„Was würde aber meine Mutter sagen?

„Was würde die Welt sagen?

„Die Welt würde über mich lachen.

„Meine Mutter würde nie in eine solche Mißheirath einwilligen.

„Eine Mißheirath! Was für ein abgeschmacktes Wort und welch ein abgeschmackter Begriff!

„Was hindert mich, einem albernen Vorurtheile zu trotzen?

„Was hindert mich, ungeachtet aller Menschen und aller Vorurtheile mein Glück zu erringen?

„Nichts! in der That! mich hindert nichts!

„Teufel! was sage ich da?

„Ich vergesse, daß ich erst zweiundzwanzig Jahre zähle!

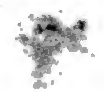
„Zwischen mir und der Freiheit hat das bürgerliche Gesetzbuch eine Schranke von drei Jahren errichtet.

„Ich verabscheue das bürgerliche Gesetzbuch!

„Glücklicher Weise hat man in meinem Alter das Recht, auf die Zukunft zu rechnen.

„Wenn ich in drei Jahren Mignonne noch liebe, und das ist kein Zweifel, da ich sie stets lieben werde, so kann ich meinem Herzen gehorchen, denn ich werde dann mein eigner Herr sein und nur noch von mir abhängen.

„Aber von jetzt bis dahin —



„Ach von jetzt bis dahin genieße ich die Freuden der platonischen Liebe und das Glück der Hoffnung.

„Drei Jahre! das ist eine lange Zeit.

„Ich werde Mignonne's Geliebter bis zu dem Tage bleiben, an welchem ich Ihr Gemahl werde.

„Damit werde ich sie nicht betrügen, weil ich sie in drei Jahren heirathe.

„Die Sache steht bei mir fest, und heute Morgen noch will ich ein Ende daraus machen!“ . . . .

. . . .

Charles ging immer weiter, während er thörichte Selbstgespräche führte, von denen wir unsern Lesern durch das mitgetheilte Pröbchen einen Begriff gegeben haben.

Schon hatte er die Felder der Ebene verlassen und war in den bergigen und waldbedeckten Theil der Ebene getreten.

Er näherte sich der Passerelle des Val d'Ajoz.

Die Zusammenkunft.

Als sich die Schritte des Herrn von Saint-André auf dem Pfade vernehmen ließen, der nach der Passerelle führte, erhob sich Pierre Nicod ein Wenig in dem Gebüsch, in welchem er sich versteckt hatte.

Es würde ein fesselndes und doch auch schauderhaftes Schauspiel gewesen sein, in jenem Augenblick die Haltung und die Physiognomie des Zwerges zu beobachten.

Er lag auf dem Bauche, stützte sich aber auf die Hände, welche das Gewicht seines Oberkörpers trugen, und blickte mit Spannung nach der Richtung, von welcher her Charles erscheinen mußte.

Sein Antlitz war purpurn in Folge seiner Aufregung.

Seine Adern schwollen unter seiner schwieligen und von der Sonne verbrannten Haut an.

Aus seinem einzigen Auge blitzte eine wilde Freude.

Seine Brust endlich erhob sich ungeduldig, denn Charles ging nur langsam. Dennoch brachte jeder Schritt den jungen Mann seinem unvermeidlichen Tode näher.

Pierre Nicod erreichte sein Ziel.

Das erste seiner beiden Gelübde sollte in Erfüllung gehen.

Da blieb Herr von Saint-André plötzlich stehen.

Kaum zehn Schritte trennten ihn von dem Rande des Abgrundes.

Das Herz des Zwerges hörte auf zu schlagen.

Charles wandte sich und schaute sich um.

Er sah seine Hunde nicht.

Da näherte er seinen Lippen eine kleine Pfeife von Knochen, welche er an dem Tragbande seiner Jagdtasche trug, und entlockte ihr zu drei verschiedenen Malen einen schrillenden und langgedehnten Ton.

Dann rief er mit jener weit schallenden Kehlstimme, welche die Weidmänner sich anzugewöhnen pflegen:

„Hierher! Diana! Hierher! Pompejus!"

Man hörte plötzlich in dem Gebüsch ein Rauschen und Knacken, und gleich darauf sprangen die gehorsamen Hunde ihrem Herrn entgegen.

Charles liebkoste sie mit der Hand und ging dann weiter.

Die treuen Thiere, welche sich freuten, weil sie eine Liebkosung erhalten hatten statt der Strafe, welche sie verdient zu haben glaubten, ließen ein freudiges Gebell laut werden und eilten voran.

Ein dumpfer Ausruf und ein mit Mühe verhaltener Fluch entfuhren den zusammengebissenen Lippen des Pierre Nicod.

Seine fahle Blässe steigerte sich und er sank mit dem Ausdruck tiefer Entmuthigung flach auf das Gesicht nieder, so daß er vollkommen in dem Gebüsche verschwand.

Die Hunde erreichten die Passerelle.

Beide sprangen zu gleicher Zeit auf dieselbe.

Ein leichtes Knacken ließ sich hören.

Die Passerelle stürzte in den Abgrund hinab, und die armen Thiere, welche vergebens durch ihr angstvolles Geheul nach Hilfe zu rufen schienen, verschwanden nebst den Trümmern der treulosen und gebrochenen Bretter

Stumm vor Grausen blieb Charles stehen und blickte in den Schlund hinab, in welchem er selbst seinen Tod gefunden haben würde, wenn er noch einen Schritt weiter gegangen wäre.

Nachdem er dann von seinem ersten Schrecken sich erholt hatte, suchte er vergebens sich Rechenschaft zu geben von den Ursachen des unglaublichen Ereignisses, dessen Zeuge er gewesen war.

Als er aber endlich verzweifeln mußte, eine vernünftige Lösung zu finden, da wandte er sich, ungeachtet des sehr natürlichen Kummers, welchen er über den Verlust der Diana und des Pompejus empfand, nach der Linken, um auf einem Umwege von zwei bis drei Stunden die Hochfläche der Klippe zu erreichen.

Als Herr von Saint-André bei Mignonne ankam, hatte das junge Mädchen bereits länger, als eine Stunde, auf ihn gewartet.

Eine instinktmäßige Unruhe begann sich ihrer zu bemächtigen.

Sie war bleich geworden.

Eine flüchtige Runzel zeigte sich dann und wann zwischen den hübschen Augenbrauen, welche sie mißmüthig zusammenzog.

Ihre kleinen Finger entblätterten mechanisch eine Maßliebe, ohne daß sie in ihrer Zerstreuung daran dachte, das Orakel der prophetischen Blume zu befragen.

Schon begann eine verstohlene Thräne unter den langen Wimpern ihrer betrübten Augen hervor zu perlen.

Plötzlich fuhr sie empor, sah sich um und stieß einen Freudenruf aus.

Das Geräusch schneller Schritte ließ sich zwischen den Heidesträuchern vernehmen und Mignonne hatte Charles erkannt, der sich ihr näherte.

„Wie spät sie kommen!" sagte sie sogleich, als ihr Geliebter neben ihr war, und bemühte sich, ihre Aufregung unter einer etwas schmollenden Miene zu verbergen.

„Ich komme allerdings spät, liebes Kind," antwortete Charles, „aber ich schwöre es Dir zu, daß es meine Schuld nicht ist."

„Wirklich nicht?" fragte Mignonne mit ungläubiger Miene.

„Gewiß nicht! und wenn Du wüßtest —"

„Was denn?"

„Die Gefahr, in welcher ich geschwebt habe —"

Bei dem Worte Gefahr verschwand die rosige Färbung, welche bisher die Wangen des jungen Mädchens überzogen hatte, wie durch einen Zauber.

„Eine Gefahr!" rief sie aus.

„Ja, und zwar die schrecklichste Gefahr, die man sich denken kann."

„So erzähle doch, Charles! erzähle schnell — Du siehst, daß ich vor Ungeduld und Schrecken des Todes bin."

Während das junge Mädchen diese Worte sagte, umschlang sie ihren Geliebten mit ihren Armen und preßte ihn fest an sich, als wollte sie ihn gegen jede Gefährde schützen.

Charles erzählte ihr das Vorgefallene.

Nichts würde im Stande sein, den Ausdruck tiefen Schauders zu schildern, der sich in Mignonne's Zügen während dieser Erzählung kund gab.

„O, mein Gott!" rief sie nur aus, als Charles seine Erzählung geendet hatte. „O, mein Gott!"

„An einer Kleinigkeit hing das Geschick unserer Liebe," fuhr der junge Mann fort, indem er gewissermaßen ein philosophisches Bedenken zum Besten gab; „hätte ich es vernachlässigt, meine Hunde zu rufen, hätte ich noch einen Schritt weiter gethan, so wären unsere Träume durch einen sehr gemeinen Zufall in ein Nichts aufgelös't worden."

„Durch einen Zufall!" sagte Mignonne halblaut. „Du glaubst an einen Zufall!"

„Allerdings," antwortete Charles, der über diese Frage staunte.

„Ach!" sagte das junge Mädchen.

„Und Du, Mignonne, woran glaubst Du denn?"

„An eine Rache."

„An eine Rache? Wer könnte sich an mir rächen wollen?"

„Ich weiß nicht," antwortete das Landmädchen, nachdem es einen Augenblick geschwiegen und mit der Antwort gezögert hatte

„Ich habe keine Feinde," fuhr Charles fort.

Mignonne antwortete nicht.

„Ich habe Niemand beleidigt, Niemand hat den geringsten Grund, mir zu schaden, und überdieß könnte Niemand ahnen, daß ich jeden Morgen um dieselbe Stunde über die Passerelle des Val d'Ajoz gehe. Wer vermöchte ferner eine so höllische Falle zu erdenken und auszuführen? Gewiß, meine kleine Mignonne, Du bist eine Närrin; aber ich bin Dir darum nicht böse, denn wenn Du für mich in Angst schwebst, wenn Du fürchtest, daß der Haß und die Rache mich auf meinem Wege verfolgen könnten, so rührt das nur von Deiner Liebe her, meine kleine Mignonne."

„Ja, ich liebe Dich!" antwortete das junge Mädchen.

Und dann setzte sie in Gedanken hinzu:

„O! Pierre Nicod! Pierre Nicod!"

Die Unterhaltung wurde dann zwischen Charles und Mignonne fortgesetzt, aber es war nur noch eine Plauderei der Liebe, die wir unsern Lesern nicht mittheilen werden, da sie dieselbe monoton und ohne Interesse finden würden.

Haben wir noch nöthig zu bemerken, daß Mignonne's Vetter auch diese Zwiesprache belauschte, versteckt, wie gewöhnlich, zwischen Buchsbaum- und Ginsterbüschen, hinter denen er sich niedergekauert hatte, nachdem er von dem Nichtgelingen der von ihm gelegten Falle überzeugt war.

Es gibt gewisse Seelen, in denen der Sauerteig des Hasses und der Bitterkeit sich mit jedem Tage steigert und wächst.

Pierre Nicod besaß eine solche Seele.

Der Bauer hatte seine unheimlichen Pläne bei dem ersten Versuche der Ausführung scheitern gesehen, aber nur um so glühender war die Sehnsucht nach Rache bei ihm geworden.

Nur hatte er den Entschluß gefaßt, Nichts in der Folge dem Zufalle zu überlassen, sondern Charles mit eigner Hand zu ermorden, und sollte er auch selbst dadurch in die Gefahr kommen, Bekanntschaft mit dem Schaffot zu machen.

Wir werden sehen, wie er sein Werk ausführte.

Etwa vier Tage waren nach dem Abenteuer bei der Passerelle vergangen. Herr von Saint-André und Mignonne saßen gegen drei Uhr Nachmittags unter dem Schatten einer riesigen Buche, welche eine Ecke des Waldes von la Souche bildete.

Charles hielt mit seinen Armen Mignonne umfaßt, welche sich hingebend an seine Brust gelegt hatte, und sprach mit ungemeiner Wärme, aber mit fast leiser Stimme mit ihr.

Denn es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß die wahrhaft Verliebten, auch wenn sie sich inmitten der vollkommensten Einsamkeit befinden, dennoch sich noch mehr dadurch zu isoliren suchen, daß sie ganz leise sprechen.

Ohne Zweifel wollte der junge Mann irgend etwas erlangen, denn er sprach in einem flehenden Tone.

Mignonne war hoch geröthet, sehr aufgeregt und vermochte kaum zu antworten.

„Sag ein Ja zu mir," flüsterte Charles in das Ohr des Bauermädchens; „dieses einzige Wort von Dir würde mich so glücklich machen —"

Mignonne schwieg und Charles fuhr fort:

„Du weißt, daß ich Dich anbete! Du kannst nicht daran zweifeln! Du weißt, daß ich mein ganzes Glück auf Dich ge-

setzt habe — daß meine ganze Zukunft in Deinen Händen liegt. — Du weißt. daß Du meine Frau werden wirst, — daß ich Dich eben so sehr achte, wie liebe. Was kannst Du noch befürchten, Mignonne, und warum willst Du so lange die letzte Gunst mir verweigern, um welche ich Dich auf den Knieen bitte?"

Es wird gut sein, hier im Vorbeigehen zu bemerken, daß Charles, während er diese Worte sagte, keineswegs auf den Knieen lag; aber der junge Mann, welcher im Punkte der Galanterie noch so sehr Novize war, wie man es nur sein kann, hatte sich mit der Phraseologie bekannt gemacht, welche in den Romanen aus der Kaiserzeit, die er in der Bibliothek seines Vaters fand, gebräuchlich war.

Ueberdieß ist es anerkannt, daß man stets eine vortreffliche Wirkung hervorbringt, wenn man einem Mädchen sagt, daß man vor ihm auf den Knieen liege.

Und überdieß achtete Mignonne nicht so genau auf die Worte.

„Im Namen des Himmels! Im Namen unserer Liebe!" fuhr Charles mit steigender Gluth fort, „nimm mich heute Nacht in Deine Kammer auf, zu welcher Stunde Du willst, und wäre es auch nur für einen Augenblick; sobald Du zu mir sagen wirst, daß ich gehen soll, so werde ich gehen, Dein geringster Wille soll ein Befehl für mich sein. Ich werde nicht einmal Deine Hand an meine Lippen führen, wenn Du es mir verbietest, das schwöre ich Dir zu, Mignonne."

Man kann sich wohl denken, daß Charles nicht im Geringsten die Absicht hatte, diesen Schwur zu halten.

Und er fuhr fort:

„Du willst es also thun, Mignonne? nicht wahr, Du willst es thun?"

„Ja," stammelte das junge Mädchen, welches unter den Küssen und glühenden Liebkosungen, mit denen sein Geliebter seine Verheißungen von Klugheit und Gehorsam begleitete, den Verstand verlor, „ja — Alles — Alles, was Du willst."

„Also heute Abend," rief Charles mit endloser Freude aus, „heute Abend wirst Du mich in Dein Kämmerchen aufnehmen?"

„Ja."

„Um welche Zeit."

„Um acht Uhr wird das Abendbrot in der Meierei genossen, — um zehn Uhr schlafen Alle —"

„So werde ich um zehn Uhr kommen."

„Aber Du weißt nicht, wo meine Kammer ist."

„Im Gegentheile! das weiß ich sehr gut."

„Ach!" sagte das junge Mädchen erstaunt.

„Erst neulich," fuhr Charles fort, „war ich unter dem Vorwande, daß ich einer Erfrischung bedürfe, in der Meierei; ich machte Deinen Oheim Lobes-Erhebungen wegen der schönen Ordnung, die in seinem Eigenthum herrsche, und er zeigte mir, stolz geworden durch meine Lobsprüche, alle Ecken und Winkel seines Hauses, indem er mir mit großer Sorgfalt die Bestimmung eines jeden Raumes erklärte."

„Wirklich!" sagte Mignonne mit einem Lächeln.

„Ich weiß daher, wo Deine Kammer ist, und versichere Dich, daß ich den Weg nach derselben nicht vergessen habe."

„Nun, ich werde die Hausthür offen lassen, — aber hüte Dich, daß Du kein Geräusch machst. — Hörte man Dich, so würde ich verloren sein."

„Sei ruhig, liebe Mignonne, es wird Niemand mich sehen, Niemand meine Gegenwart ahnen.“

„Ich thue damit vielleicht etwas recht Böses —“ sagte Mignonne.

„Was man aus Liebe thut, kann nicht böse sein!“ antwortete Charles auf sophistische Weise.

Um dann mit den letzten tugendsamen Bedenken des jungen Mädchens ein kurzes Ende zu machen, nahm er dasselbe in seine Arme, drückte es zwei Mal fest an seine Brust und entfernte sich schnell, indem er sagte:

„Heute Abend sehen wir uns wieder.“

„Heute Abend!“ antwortete Mignonne und schlug die Augen nieder.

Aber bald erhob sie mechanisch ihre Augen wieder, um nachzusehen, ob die Sonne noch hoch am Himmel stehe. Und als sie sich überzeugt, daß die Sonne noch sehr hoch stehe, da dachte sie unwillkürlich, daß die Nacht erst nach langen Stunden erscheinen werde.

Ein Flintenschuß.

In dem Augenblick, als sich Charles entfernte, erhob sich plötzlich eine menschliche Gestalt, welche hinter dem Stamme der großen Buche gekauert hatte.

Es war Pierre Nicod.

Der Zwerg umfaßte mit seinen langen und knotigen Fingern eine kleine Flinte, welche vom Rost halb verzehrt war.

Wie eine Schlange schlüpfte er durch das Gebüsch und verschwand in einer Richtung, welche derjenigen parallel war, in welcher sich Herr von Saint-André entfernt hatte.

Nachdem Pierre Nicod einige hundert Schritt zurückgelegt hatte, fand er einen Fußweg, dem er in vollem Laufe folgte.

So legte er etwa eine halbe Stunde zurück und fand dann einen neuen Fußpfad, welcher sich mit dem erstern kreuzte.

Aber allmählig wurde sein Gang langsamer, bis er endlich keuchend und mit Schweiß bedeckt an dem Ende einer kleinen Lichtung angelangt war.

Dort blieb er stehen.

Er blickte rund um sich her, und nach einer langen und

aufmerksamen Prüfung des Ortes, an welchem er sich befand, trat er hinter einen Haufen Reisigholz.

Nachdem sich der Zwerg auf diese Weise aufgestellt hatte, konnte er gerade nach dem Pfade sehen, auf welchem er gekommen war.

Nach zehn oder zwölf Minuten hörte er die trocknen Blätter, welche den Waldboden bedeckten, unter raschen Tritten knistern.

Der Zwerg spannte seine Flinte.

Er untersuchte das Pulver auf der Pfanne.

Er prüfte die Schärfe des Steines.

Er setzte den schweren und plumpen Kolben an die Schulter und legte seinen Finger an den Drücker.

Das Geräusch männlicher Schritte kam immer näher.

Ein krampfhaftes Zittern bewegte alle Glieder des Zwerges Pierre Nicod.

Endlich erschien Herr Charles von Saint-André an dem äußersten Ende der Lichtung.

Die Hoffnung auf ein nahes Glück ließ sein Antlitz vor Freude erstrahlen.

Seine Stirn war verklärt.

Seine Lippen lächelten.

Pierre Nicod ließ ihn noch drei Schritte thun.

Dann zielte er lange und sorgfältig, bevor er den Drücker zurückzog.

Der Schuß ging los.

Charles stieß einen lauten Schrei aus.

Er drehte sich zwei Mal um sich selbst und fiel dann vor-

wärts nieder, so daß sein Antlitz gegen den Erdboden gekehrt war.

Zu gleicher Zeit röthete sich der Boden um ihn von einem blutigen Schaume.

Pierre Nicod wartete einige Minuten.

„Als er sich dann von der vollkommenen Regungslosigkeit seines Opfers überzeugt hatte, verließ er sein Versteck und näherte sich dem leblosen Körper, den er mit seinem Fuße anstieß.

Ein grausames Lächeln umzog dann seine Lippen und er entfernte sich, indem er leise sagte:

„Mit dem bin ich zu Ende! Nun zu der Andern!"

Die alte verräucherte Kuckuks-Uhr, der einzige und wenig zuverlässige Zeitmesser in der Meierei von Etioux hatte die neunte Stunde des Abends verkündigt.

Das große Familienzimmer gewährte fast denselben Anblick, wie wir ihn schon in einem frühern Kapitel dieses Bandes beschrieben haben.

Nur waren die Mitglieder der Familie dieses Mal vollzählig.

Das heißt: Pierre Nicod und Mignonne nahmen an dem Abendessen Theil.

Das junge Mädchen aß jedoch kaum.

Es schien sehr aufgeregt und angegriffen.

Bald war sein Antlitz bleich, wie die Blätter einer weißen Rose.

Bald wieder wurden seine Wangen purpurn gleich der Blume des Feldmohns.

Ihre Brust erhob sich auf rasche und unregelmäßige Weise, und durch das plumpe Mieder ihres Kleides hätte man fast die Schläge ihres Herzens zählen können.

Zu zwei oder drei verschiedenen Malen hatte Hieronymus diese ungewöhnlichen Symptome bemerkt und mit wahrhafter Theilnahme zu Mignonne gesagt:

„Bist Du etwa krank, Kleine?"

Darauf hatte aber das Mädchen geantwortet:

„Krank, mein Oheim! o, keineswegs! im Gegentheil!"

Pierre Nicod, der recht gut wußte, woran er sich hinsichtlich der Krankheit seiner Base zu halten habe, verlor dieselbe keine Minute aus den Augen.

„Obgleich er selbst sehr bleich war, so funkelte dennoch aus seinem einzigen Auge eine wilde Freude und eine viehische Brunst, während er dasselbe auf Mignonne richtete.

Er verfolgte jede ihrer Bewegungen.

Und wenn sie, wie wir das kaum erst berichteten, plötzlich ihre Farbe wechselte, dann verzogen sich seine Lippen und schienen zu lächeln.

Das kam daher, weil Pierre Nicod einen Plan hatte.

Das Abendessen war seinem Ende nahe.

„Sag doch, Kleine," wandte sich plötzlich Oheim Nicod fragend an Mignonne, „hast Du nicht, während Du Deine Ziegen auf dem Dinges dort, auf der Klippe, weidetest, zufällig den Sohn des Herrn Barons von Saint-André vorübergehen gesehen?"

„Ja, Oheim, ich sah ihn vorübergehen," antwortete Mignonne, indem sie feuerroth wurde; „weßhalb fragt Ihr danach?"

„Weil man mir erzählt hat, daß er fast alle Tage hier in

der Nähe jage, und weil ich heute gegen drei oder vier Uhr von dem Walde von la Souche her einen Flintenschuß hörte."

„Das ist vielleicht ein Wildschütz gewesen," sagte Pierre Nicod hastig.

„O, das kann auch sein!" antwortete Hieronymus.

Dann fuhr er fort:

„Was den Herrn Baron von Saint-André betrifft, so muß man ihn einen recht liebenswürdigen jungen Mann nennen."

„Schau! Ihr kennt ihn?" fragte Pierre spöttelnd.

„Gewiß kenne ich ihn. Er war erst vor wenigen Tagen in der Meierei, um sich mit einem Glase Wein zu erquicken. — O! er ist ein junger Mann, wie es deren nur wenige gibt! liebenswürdig und höflich, nicht im Mindesten stolz! Er spricht mit unser Einem, als wenn man seines Gleichen wäre. Er wollte Alles im Hause sehen, und fand, daß Alles gut gehalten und in bester Ordnung befindlich sei. — O! mein Sohn Pierre, es wäre zu wünschen, daß alle reichen Leute diesem jungen Herrn glichen."

„Ja — ja, Vater," sagte der Zwerg in einem Tone, den wir nicht zu beschreiben vermögen; „es wäre das zu wünschen und ich wünsche es auch."

Nun schwiegen die Anwesenden während eines Augenblicks.

Mignonne's Aufregung, die leicht zu einer Verrätherin hätte werden können, während man von Charles von Saint-André sprach, hatte sich ein Wenig gelegt.

Pierre Nicod nahm von Neuem das Wort:

„Ich weiß nicht, ob sich vielleicht das Wetter ändern wird; aber mein Auge macht mir heute Abend Schmerzen, daß ich

wahnsinnig werden möchte. Ich will mich zur Ruhe begeben. Gute Nacht, alle miteinander!"

Der Bauer ging.

Einen Augenblick später folgten der Knecht und die dicke Magd seinem Beispiele.

Nur Hieronymus, seine Frau und Mignonne blieben noch in der Stube.

„Du solltest auch zu Bette gehen, Kleine," sagte Hieronymus zu dieser letztern, „denn, was Du auch sagen magst, Du bist wirklich nicht recht wohl."

Mignonne ergriff eine Lampe.

„Gute Nacht, Oheim," sagte sie, „gute Nacht, Muhme, schlaft wohl."

Und sie verließ langsam das Zimmer, denn ihre Beine wankten unter ihr.

Es war in diesem Augenblick drei Viertel auf zehn Uhr.

Mignonne mußte über den Hof der Meierei gehen, um ihre Schlafkammer zu erreichen.

Als sie die Wohnstube verlassen hatte, blieb sie einen Augenblick stehen, um die reine und frische Luft des Abends einzuathmen.

Sie hoffte auf diese Weise die Gluthströme zu beruhigen, welche durch ihre Adern flossen.

Die Nacht war von wunderbarer Schönheit und Heiterkeit.

Kein Geräusch störte ihr feierliches Schweigen, das nur durch das schwache und eintönige Zirpen der Grille und das

ferne Gebell des Fuchses, der seine Beute verfolgte, bisweilen unterbrochen wurde.

Aber nicht die frische Kühlung, nicht die Ruhe, nicht das Schweigen vermochten Mignonne's gewaltige Aufregung zu mildern oder das stürmische Schlagen ihres Herzens zu verzögern.

War es Täuschung oder Wirklichkeit? — es schien ihr mit einem Male, als hörte sie leise, verstohlene Tritte.

„Er ist es!" dachte sie; „er kommt — schon!"

In ihren Ohren entstand ein verworrenes Brausen, und sie würde ohnmächtig niedergesunken sein, hätte sie nicht zu rechter Zeit sich an die Wand gelehnt.

Instinktmäßig näherte sie die Lampe, welche sie noch in der Hand hielt, ihren Lippen und blies die Flamme derselben aus.

Vollständiges Dunkel umgab sie nun.

Mignonne lauschte von Neuem.

Es ließ sich kein Geräusch mehr vernehmen.

Sie hatte sich ohne Zweifel getäuscht.

Das junge Mädchen dachte daran, in das Wohnzimmer zurückzukehren, um ihre Lampe wieder anzuzünden.

Aber schon seit einigen Augenblicken war sie auf dem Hofe gewesen. Wie konnte sie diese Zögerung erklären, wenn man sie fragte?

Außerdem dachte sie daran, daß durch ein Licht das Geheimniß ihres Stelldicheins verrathen werden könnte.

Das Licht der Gestirne war schwach und unbestimmt, aber doch genügend, um den Weg durch die Finsterniß zu finden.

Mignonne ging bis an die Thür des kleinen Hauses, in welchem sie schlief.

Sie öffnete dieselbe und verschloß sie nicht wieder, sondern lehnte sie nur an.

Dann erreichte sie tastend ihre Schlafkammer und sank auf einen neben dem Bette stehenden Stuhl.

Pierre Nicod hatte zwar laut die Absicht ausgesprochen, sich zur Ruhe zu begeben, aber unsere Leser werden schon errathen haben, daß er keineswegs zu Bette ging.

Er hatte sich unter einen Schuppen gekauert, der sich in einer Ecke des Hofes befand und zur Unterstellung der Pflüge diente. Hier wartete er auf Mignonne.

Als das junge Mädchen sein Licht auslöschte, vermochte er die plötzliche Aufwallung seiner Freude kaum zu unterdrücken.

Nachdem er sie in den Gang gehen gesehen, welcher nach ihrer Kammer führte, wartete er schweigend und unbeweglich während einiger Augenblicke.

Endlich schlich auch er an der Wand entlang nach dem erwähnten Gange und trat barfuß in das kleine Häuschen, damit man seine Schritte nicht hören möchte.

Die Thür gab dem ersten Druck seiner Hand nach; als sie sich aber um die verrosteten Angeln drehte, brachte sie ein leichtes Knarren hervor.

So schwach und unbestimmt auch dieses Geräusch war, so vernahm Mignonne dennoch dasselbe.

„Wer ist da?“ fragte sie leise.

„Ich,“ antwortete der Bauer ebenfalls ganz leise.

„Sie? — Charles?“ fragte Mignonne weiter.

„Ja,“ antwortete der Zwerg

„Warten Sie,“ sagte nun das junge Mädchen, — „ich werde Sie führen —“

Mignonne befürchtete, daß sich ihr Geliebter im Dunkeln stoßen möchte, eilte daher dem Kommenden entgegen und ergriff dessen Hand, um ihm als Führerin zu dienen.

Aber sie wich sogleich wieder zurück und stieß einen Ausruf der Ueberraschung und des Schreckens aus.

„Das ist Charles Hand nicht!“ schrie sie; „wer seid Ihr? — wer seid Ihr?“

Pierre Nicod antwortete nicht.

Er schritt rasch vorwärts, um sich Mignonne's zu bemächtigen

Aber das junge Mädchen war bereits in seine Kammer zurückgekehrt.

Sie stieß heftig die Thür zu und versuchte die Riegel vorzuschieben.

Pierre Nicod lehnte sich aber von Außen gegen die Thür, und seine Arme besaßen die Kraft zweier eiserner Hebel.

Mignonne wurde zurückgeschoben und die Thür öffnete sich.

Der Schrecken des jungen Mädchens war ein so gewaltiger, daß es nicht einmal fähig war, nach Hülfe zu rufen.

Das arme Kind wich in die Kammer zurück, indem es hoffte, mit Hilfe der Finsterniß den Ausgang wieder zu gewinnen und dann zu entfliehen.

Aber Pierre Nicod sah in der Finsterniß so deutlich, wie eine Katze.

Er ging gerade auf Mignonne zu.

Diese Letztere ahnte, daß er ihr nahe und sprang zur Seite.

Aber ihre Füße verwickelten sich in einem Haufen Kleidungsstücke, welche auf die Erde gefallen waren.

Sie fiel.

Bei ihrem Falle stieß ihre Stirn gegen die Ecke eines Tisches.

Es war das ein heftiger Stoß und unmittelbar darauf quoll das Blut aus der entstandenen Wunde hervor.

Mignonne verlor das Bewußtsein.

Der Zwerg nahm sie triumphirend auf seine Arme, trug sie auf ihr Bett und sagte dabei folgende Worte, welche Mignonne jedoch nicht mehr hörte:

„Du fragtest mich, wer ich sei? Ich bin Dein Vetter Pierre! der Bauer Pierre! der Zwerg Pierre! das Ungeheuer Pierre, wie man mich auch wohl nennt! Ich hatte Deinem Geliebten den Tod zugeschworen, und er ist todt; ich hatte mir zugeschworen, daß Du die Meinige werden sollest, und Du wirst jetzt die Meinige werden, Mignonne!"

. . . .

. . . .

Unsere Leser, wenn uns nämlich das Glück zu Theil werden wird, Leser zu bekommen, wissen nun, warum Charles von Saint-André einem Todten gleich in das Schloß seiner Eltern gebracht wurde, und warum der Wundarzt von Pontarlier sagte:

„Ich stehe für nichts ein!"

Nehmen wir nun den Faden unserer Erzählung wieder auf, welche wir auf eine lästige, aber unerläßliche Weise unterbrechen mußten, um die Thatsachen zu berichten, welche die letzten Kapitel ausgefüllt haben.

Sehen wir zunächst nach, was sich in dem Schlosse von Saint-André um dieselbe Stunde begab, als Pierre Nicod in dem Kämmerchen der Meierei von Etioux die arme Mignonne schändete.

Der Wundarzt hatte mit Gewandtheit und Glück die Kugel herausgezogen, welche sich in der rechten Brust des noch immer ohnmächtigen Charles fand.

Obgleich diese Operation eine langwierige und schmerzenvolle war, so rief sie dennoch den jungen Mann nicht in das Bewußtsein zurück.

Die Baronin und ihr Gemahl schluchzten, während sie Beide neben dem leblosen Körper ihres Sohnes knieeten.

Alle Anwesenden waren bestürzt.

„Ich habe noch einige Hoffnung," sagte der Arzt, indem er sich an Frau von Saint-André wandte, „aber es sind in diesem Zimmer zu viele Menschen, und das Geräusch derselben ist zu groß. Befehlen Sie daher, gnädige Frau, daß man mich mit dem Verwundeten allein lasse, und geben Sie mir Riechsalz oder, wenn solches nicht vorhanden ist, den stärksten Weinessig, welcher in dem Schlosse zu finden ist."

„Ich will meinen Sohn nicht verlassen!" rief die Baroninn.

„So bleiben Sie bei mir, gnädige Frau, aber Sie allein, und lassen Sie mir sogleich Alles geben, was ich eben verlangte.

Der Wille oder vielmehr Befehl des Arztes wurde ohne Zögern erfüllt.

Frau von Saint-André unterstützte mit der Vorsicht einer Mutter das bleiche Haupt ihres Sohnes.

Indeß hielt der Wundarzt ein mit Weinessig getränktes Tuch vor die Nase des jungen Mannes.

Nach einer Minute etwa öffnete der junge Mann die Augen.

Er versuchte eine Bewegung.

Aber diese Bewegung veranlaßte ohne Zweifel einen heftigen Schmerz.

Ein klagendes Wimmern entfloh den farblosen Lippen des dem Tode Nahen

Seine Augen schlossen sich wieder und sein Kopf lag jetzt noch schwerer auf den zitternden Händen der Mutter.

„Mein Gott!" rief die Baronin; „mein Gott! mein Sohn ist todt!"

„Nein," antwortete der Arzt, „aber ich befürchte, daß diese Nacht eine schreckliche werden wird."

„Kann nichts weiter geschehen?"

„Nichts, als daß ein beruhigender Trank bereitet wird, dessen Recept ich sogleich aufschreiben werde; auch bitte ich Sie, den Verwundeten zu unterstützen, während ich einen Verband anlege."

Nach einer Stunde bemerkte die Baronin, welche sich über das Antlitz ihres Sohnes neigte, daß die fahle Blässe seines Gesichts einer rosigen Färbung wich, die allmählig in eine glühende Röthe überging.

„Doctor,“ sagte sie erschreckt, „sehen Sie doch — sehen Sie doch!“

„Das Fieber tritt ein,“ antwortete der Arzt; „ich erwartete das.“

Einen Augenblick später öffnete Charles von Neuem seine Augen und richtete sich auf seinem Lager auf.

Sein Blick war unstät und unbestimmt.

Seine Lippen murmelten Worte, die man nicht hören konnte.

Die Baronin ergriff seine Hand und bedeckte dieselbe mit Küssen und Thränen, indem sie schluchzend sagte:

„Mein Sohn — mein Charles — mein armes Kind!“

Charles fuhr fort, unverständliche Worte zu sprechen.

„Sprechen Sie nicht mit ihm, gnädige Frau,“ sagte der Chirurg; „er fiebert und kann weder Sie verstehen, noch Ihnen antworten.“

„In dem Grade, wie die Minuten vergingen, wurden die Augen des Verwundeten strahlender und seine Worte deutlicher.

Man hätte meinen sollen, sein Gehirn sei von einer Trunkenheit umnebelt.

„Mignonne,“ rief er, „Mignonne, Mignonne —“

Der Arzt füllte eine Tasse mit dem beruhigenden Tranke, welchen man indeß bereitet hatte.

Er näherte dieselbe den Lippen des Kranken.

Charles trank ohne Widerstreben.

Eine plötzliche Besserung gab sich zu erkennen.

Die Scharlachfarbe seiner Wangen erbleichte.

Die Augen verloren den ungewöhnlichen Glanz.

Der Kranke schien ruhiger zu werden.

Aber kaum war eine halbe Stunde vergangen, als diese beruhigenden Symptome wieder verschwanden.

Irrereden und Fieber traten mit aller nur denklichen Stärke wieder ein.

Der Arzt ließ Charles eine zweite Tasse des beruhigenden Trankes trinken.

Die Wirkung desselben erfolgte eben so schnell, wie das erste Mal.

Der junge Mann ließ sein Haupt auf das Kissen zurücksinken und schlummerte ein, wiederholte aber noch im Schlafe den Namen Mignonne.

Das Erwachen.

Obgleich dieses Buch nichts weniger ist, als ein zum Vergnügen müßiger Menschen erdachter Roman, sondern vielmehr die wahrste Geschichte enthält, sowohl was die Grundlage, wie auch, was die Einzelheiten betrifft, so werden wir uns dennoch enthalten, hier mit geschichtlicher Treue die Behandlung zu schildern, welche der Chirurg von Pontarlier dem Herrn Charles von Saint-André angedeihen ließ.

Wir wollen lediglich erzählen, welches die Resultate dieser Behandlung waren.

Der junge Mann schwebte länger, als vierzehn Tage, zwischen Leben und Tod.

Die Baronin und ihr Gemahl wurden abwechselnd mit Hoffnung und mit Angst erfüllt.

Endlich zeigte sich jedoch eine merkliche Besserung.

Das Irrereden hörte nach und nach auf.

Das Fieber wich, und an seine Stelle trat eine äußerste Schwäche und fast vollkommene Kraftlosigkeit.

Charles war gerettet.

Nur erlaubte ihm sein erschöpfter Körper noch keine Bewegung, so wie es seinem betäubten Geiste unmöglich war, zu denken oder sich zu erinnern.

Sehen wir nun, was in Etioux vorging an dem Tage nach jener unseligen Nacht, deren Finsterniß das Verbrechen des Zwerges Pierre Nicod verschleierte.

Es war um sieben Uhr Morgens.

Ein dichter Nebel verdunkelte die Atmosphäre.

Durch die kleinen in Blei gefaßten Scheiben von Mignonne's Fenster drang ein bleicher und matter Schein in das Zimmer des jungen Mädchens.

Dieser zweifelhafte Schein beleuchtete eine wunderbare und erschreckende Scene.

Auf der Erde lagen ein umgeworfener Stuhl und verschiedene Kleidungsstücke.

Zwischen diesen Gegenständen bemerkte man Blutspuren.

Auf dem Bette lag die halbnackte Mignonne, während Alles an ihr eine erschreckende Unordnung zeigte.

Unter den blutigen Flecken, welche ihr Antlitz marmorirten, war ihr Antlitz so bleich, wie das eines Todten.

Um ihren Kopf her lagen ihre aufgelösten und verwirrten Haare.

Eine breite Wunde zog über ihre Stirn.

Bläuliche und bräunliche Kreise umgaben ihre geschlossenen Augen mit düstern Höfen.

Die Lippen waren weiß.

Die halb entblößte Brust ließ blau unterlaufene Quetschungen sehen.

Mignonne's Schlaf war so tief, daß er einer Ohnmacht glich.

Wenn man aber aus dem Ausdruck des Mundes und der Verzerrung der Gesichtsmuskeln einen Schluß ziehen durfte, so mußte selbst dieser Schlaf ein schmerzhafter sein.

Ein Schäferhund heulte auf dem Hofe.

Mignonne erwachte plötzlich.

Sie erhob sich auf ihrem Ellbogen und blickte mit einer Art von Schauder um sich.

Sicherlich war sie nicht im Stande, sich Rechenschaft von dem Vorgefallenen zu geben.

Nach einem Augenblick richtete sie ihren Blick auf sich selbst.

Sie bemerkte ihre Nacktheit und zog die in Unordnung gerathene Decke des Bettes über ihre Brust.

Es schien ihr, als fühle sie einen heftigen Schmerz an dem Kopfe.

Sie fuhr mit der Hand nach ihrer Stirn.

Der Schmerz vermehrte sich und sie sah ihre Hand mit Blut beschmutzt.

Nun erwachte die Erinnerung bei ihr, und zugleich begann sie an allen Gliedern zu zittern.

„Er mußte kommen," sagte sie im höchsten Grade erschreckt, „er mußte kommen —"

„Aber er ist nicht gekommen —"

„Und es war ein Anderer —"

„Ein Anderer! — Wer denn?"

Mignonne sprang aus ihrem Bette.

Sie stieß einen schrecklichen Schrei aus.

Dann entfuhr ihren Lippen ein Name.

„Pierre Nicod!" sagte sie halblaut.

Und der Zwerg selbst würde nicht umhin gekonnt haben, zu seufzen, hätte er den Ausdruck vernommen, mit welchem das junge Mädchen seinen Namen aussprach.

Fast zu gleicher Zeit hörte Mignonne, daß sie auf dem Hofe gerufen wurde.

Es war die Stimme des alten Hieronymus.

Das Mädchen schleppte sich bis an das Fenster und versuchte dasselbe zu öffnen.

Aber ihre Bemühung war eine vergebliche.

Ihre Kräfte verließen sie.

Sie vermochte nur, an die Scheiben zu pochen, um damit ihrem Oheim anzuzeigen, daß sie in der Kammer sei.

Die schweren Tritte des Landmannes ließen sich in dem Gange hören.

Er war in dem Stalle gewesen, in welchen die Heerde über Nacht gebracht wurde, und hatte zu seinem großen Staunen gesehen, daß die Ziegen noch in demselben waren, während sie mindestens seit zwei Stunden bereits hätten auf der Weide sein sollen.

„Nun! Kleine!" rief er, als er die Thür öffnete, „was soll denn das bedeuten? Wie kommt es, daß Du zu so später Stunde noch im Hause bist?"

Diese Worte wurden in einem unwilligen, fast in einem zornigen Tone gesprochen.

Aber schnell änderte der Bauer seinen Ton.

Hieronymus hatte Mignonne's Stirn erblickt.

„Ach! mein Gott! mein Gott!" rief er schnell aus; „was hast Du denn gemacht, Kleine? was hast Du gemacht?"

Mignonne gab ein Zeichen, daß sie nicht antworten könne.

Eine Schwäche ergriff sie, und sie würde zu Boden gesunken sein, wenn ihr Oheim sie nicht gehalten hätte.

Als sie sich ein Wenig erholt zu haben schien, erneuerte Hieronymus seine Frage.

Das junge Mädchen hatte Gründe, einen Theil der Wahrheit zu verschweigen.

Es antwortete:

„Ich weiß nicht."

„Was! Du weißt nicht?" fragte Hieronymus.

„Nein, Oheim, mein Kopf ist mir ganz schwindlig, und ich erinnere mich fast an gar nichts."

„Denk nach, arme Kleine; versuche, ob Du Dich erinnern kannst."

„Verdammt! — Oheim — es ist mir — es ist mir —"

„Nun?"

„Es ist mir, als wäre ich gestern Abend, während ich zu Bett gehen wollte, von einer starken Betäubung ergriffen, so daß ich mich auf dem Hofe an eine Wand lehnen mußte —"

„Und weiter?"

„Als das vorüber war, trat ich in meine Kammer. Nun ist mir, als hätte ich hier einen zweiten Anfall gehabt, der noch stärker war, als der erstere. Meine Lampe flog nach der einen Seite, während ich nach der andern flog und mit der Stirn gegen den Fuß des Tisches traf; die scharfe Kante des Holzes hat mich verwundet und ich habe stark geblutet. — Dann ist

mir, als hätte ich mich so gut wie möglich nach meinem Bette geschleppt —"

„Und weiter?"

„Weiter?"

„Ich habe nichts weiter gefühlt, muß also geschlafen haben und bin jetzt erst erwacht."

„Aber, Kleine, warum hast Du uns denn gestern Abend nicht zu Hülfe gerufen?"

„Ich muß glauben, daß ich die Kraft dazu nicht gehabt habe, Oheim."

„Ach, mein Gott, was für ein Unglück! Wenn ich mir denke, daß Du hättest sterben können, ohne daß man auch nur das Mindeste davon geahnt hätte, — daß man Dich heute Morgen kalt und steif hätte finden können — siehe, wenn ich mir das nur denke, so wird mir schon unwohl zu Muthe!"

„Es wird nichts zu sagen haben, Oheim. Ich will nun die Ziegen auf die Weide bringen."

„Die Ziegen auf die Weide bringen! in diesem Zustande!" rief Hieronymus mit Wärme aus; „Du weißt nicht, was Du sprichst, Kleine! — Leg Dich sogleich wieder in das Bett und warte, bis Du wieder genesen bist. Ich werde sogleich zu Deiner Muhme eilen und ihr sagen, daß sie Dich verbinde und pflege."

„Wie Ihr wollt, Oheim," antwortete das junge Mädchen; „ich fühle mich überhaupt heute zu Nichts tauglich."

„So leg Dich schnell wieder in das Bett, Kleine. Ich sehe es gleichfalls ein, daß Du heute zu Nichts zu gebrauchen bist; allein das schadet nichts. So viel ist aber gewiß, daß das Unglück in unser Haus eingekehrt ist."

Und Hieronymus ging.

„Ach!" seufzte Mignonne, als sie wieder allein war, „ach! mein Oheim! Ihr habt Recht — vollkommen Recht! — das Unglück ist in Euer Hans eingekehrt!"

Sie legte sich in das Bett, verbarg dann ihr Antlitz unter der Decke und weinte bitterlich.

Treulos, wie das Wasser.

Wir wissen nicht, woher es kommt, aber es ist eine ausgemachte Sache, daß der menschliche Geist von Natur geneigter ist, das Böse zu glauben und zu verbreiten, als das Gute.

Eine schlechte Neuigkeit, das Gerücht von einem Unglück oder Verbrechen, pflanzt sich mit der wunderbaren Schnelligkeit eines Blitzes von einem Nachbar zum andern fort.

Noch an dem Abende desselben Tages erfuhr man in der Meierei von Etioux, daß Charles von Saint-André am Abende des vergangenen Tages auf einer Blöße des Waldes von la Souche meuchelmörderisch angefallen sei.

Da indeß der Volksmund sehr gern die Gerüchte, zu deren Echo er sich macht, vergrößert und übertreibt, so erzählte man sich, daß Charles, von einem Dutzend Kugeln und zehn Messerstichen durchbohrt, auf der Stelle todt geblieben wäre.

Glücklicher Weise war man verständig genug, gegen Mignonne diese schreckliche Neuigkeit zu verschweigen, denn bei dem Zustande, in welchem sich das junge Mädchen befand, würde eine solche Nachricht ihm den Tod gegeben haben.

Es wurde also dem armen Kinde dieser gränzenlose Schmerz erspart, und als sie nach einigen Tagen das Verbrechen erfuhr, dessen Opfer ihr Geliebter geworden war, so erfuhr sie zu gleicher Zeit, daß noch nicht alle Hoffnung verloren wäre.

Uebrigens zweifelte sie nicht einen Augenblick, wer das Ver brechen begangen habe, sondern errieth sofort, daß Pierre Nicol es gewesen sei, dessen Hand ihren Geliebten getroffen habe.

Von dem Augenblick an, wo diese Ueberzeugung in ihren Herzen lebendig wurde, ergriff sie eine neue Leidenschaft, welche noch bei Weitem heftiger war, als ihre Liebe gegen Charles, nämlich ein glühendes und stürmisches Verlangen, ihren Geliebten und sich selbst zu rächen.

Um jedoch diesen Rachedurst befriedigen zu können, war die List unerläßlich.

Nun hatte aber Mignonne, als wahre Eva-Tochter, nur nöthig zu wollen, um sich in den Hintergehungs- und Verstellungskünsten auszuzeichnen.

„Treulos, wie das Wasser!“ hat der alte Shakespeare gesagt.

Pierre Nicod mußte getäuscht werden.

Und es gelang ihr auch.

Wir werden sehen, auf welche Weise ihr die Täuschung gelang.

Sobald die Wunde vor ihrer Stirn hinreichend vernarbt war, so daß sie ihre täglichen Arbeiten und gewöhnlichen Beschäftigungen wieder übernehmen konnte, bewies sie keineswegs dem Zwerge den ganzen Abscheu, welchen derselbe ihr einflößte, sondern zeigte sich vielmehr freundlicher und gefälliger gegen ihn, als sie es je gewesen war.

Diese plötzliche und sonderbare Veränderung in dem Betragen des jungen Mädchens erregte anfangs das Mißtrauen Pierre Nicods.

Bald dachte er jedoch, daß Mignonne ohne Zweifel ihn nicht für den Mörder des Herrn von Saint=André halte und vielleicht auch das Verbrechen nicht bemerkt habe, welches er an ihr selbst begangen hatte.

Es erzeugten sich in ihm Ideen, welche weit thörichter und ausschweifender waren, als die erstern.

Er ging so weit, daß er sich gestand, bei aller seiner Häßlichkeit nicht ohne gewisse Reize zu sein, und daß es gar nicht wunderbar sein würde, wenn Mignonne endlich dahin gelangt sei, ihn zu lieben.

Daher war auch sein Staunen nicht besonders groß, als das junge Mädchen eines Morgens zu ihm sagte:

„Vetter Pierre, kommt heute Mittag zu mir auf die Klippe."

„Heute?"

„Ja."

„Weßhalb, Base?"

„Ich habe mit Euch zu sprechen."

„Und das muß also auf der Klippe geschehen?"

„Allerdings."

„Warum nicht lieber anderswo?"

„Ach, mein Gott!" antwortete Mignonne ungeduldig, „weil wir dort allein sein werden, und die Dinge, welche ich Euch zu sagen habe, nur von Euch gehört werden dürfen."

„Es ist gut, Base, ich werde kommen."

„Aber findet Euch zu rechter Zeit ein."

„Seid unbesorgt.“

„Punkt zwölf Uhr.“

„Ja, Base, punkt zwölf Uhr.“

Mignonne entfernte sich mit ihren Ziegen, indem sie dasselbe Liedchen trällerte, welches sie an jenem Abende sang, da Charles von Saint-André ihr zum ersten Male begegnete.

„Was kann sie mir zu sagen haben?“ fragte sich Pierre Nicod, indem er mit den Fingern zwischen seine häßlichen Haare fuhr.

Nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, gab er sich die Antwort:

„Heute Mittag werde ich es erfahren.“

Die Sonne hatte auf ihrem Laufe fast den höchsten Punkt des Himmels erreicht und zeigte an, daß die verabredete Stunde nahe sei.

Mignonne saß auf jenem Felsblocke, von welchem wir bereits gesprochen und gesagt haben, daß er einem druidischen Altare glich. Ihre Hände lagen gekreuzt auf ihrem Schooße, ihre Augen waren auf den Boden geheftet und sie selbst schien in Gedanken versunken.

Pierre Nicod trat aus dem Walde von la Souche.

Schon von Ferne erblickte er das junge Mädchen.

Nach wenigen Minuten stand er vor ihr.

„Da bin ich, Base,“ sagte er.

Mignonne erschrak und richtete schnell ihre Augen gegen ihn auf.

„Ach! Ihr seid es!“ sagte sie halblaut.

„Ich glaubte, Du erwartetest mich?“ antwortete Pierre ein Wenig überrascht.

„Ja, allerdings,“ sagte Mignonne unter einem zu gleicher Zeit unschuldigen und herausfordernden Lächeln, „ich erwartete Euch und dachte sogar an Euch.“

„Ach!“ versetzte der Zwerg mit zufriedener Miene, „und das ist wirklich wahr, Base?“

„Würde ich es sagen, wenn es nicht wahr wäre?“

„Du hast Recht! Und überdieß bin ich ja nur gekommen, weil Du mir befohlen hattest zu kommen. Worum handelt es sich denn?“

Mignonne schlug ihre Augen nieder, als wollte sie mit sich selbst zu Rathe gehen.

Dann sagte sie in bestimmtem Tone und indem sie Pierre fest in die Augen blickte:

„Ich weiß Alles!“

Jetzt erschrak Pierre.

„Was weißt Du denn?“ fragte er rasch.

„Alles!“ wiederholte das junge Mädchen.

„Das ist keine Antwort.“

„Warum nicht?“

„Alles! — das will gar nichts sagen. Was verstehst Du denn unter dem Alles?“

„Ihr wollt also, daß ich mich deutlicher erkläre, Vetter?“

„Du würdest mir eine Freude damit machen.“

„So sei es denn!

„Zunächst weiß ich, daß Ihr es waret, der dem Herrn Charles bei der Passerelle des Val d'Ajoz den Tod bereiten wollte —“

„Das ist eine Lüge!" schrie der Zwerg hastig.

Mignonne schien auf diese Unterbrechung nicht zu achten, sondern fuhr fort:

„Ich weiß, daß Ihr es waret, der, wüthend über das Mißlingen des ersten Planes, nach dem Herrn Charles auf der Lichtung des Waldes von la Souche in vergangener Woche geschossen hat —"

„Das ist eine Lüge! eine schauderhafte Lüge!" unterbrach Pierre Nicod die Sprechende zum zweiten Male.

Mignonne fuhr nichts desto weniger fort:

„Ich weiß endlich, daß Ihr es waret, allemal Ihr, der sich an dem Abende jenes Tages, die Dunkelheit und meinen Irrthum benutzend, in meine Kammer eindrängte und —"

Mignonne konnte nicht fortfahren.

Eine glühende Röthe überzog ihr Gesicht.

Eine zu gewaltige Aufregung erlaubte ihr nicht, noch ein einziges Wort auszusprechen.

Pierre Nicod benutzte ihr Schweigen, um eine unmögliche Rechtfertigung zu versuchen.

„Base," sagte er mit geläufiger Zunge, „an Allem, was Du da gesagt hast, ist nicht ein einziges wahres Wort. Es ist eine leichte Sache, Jemand vor den Kopf zu sagen: „Du hast dieses gethan, Du hast jenes gethan! Aber es ist nicht so leicht, dergleichen Lügen zu beweisen. Und wenn ich vor einem Richter stände, Base, so würde ich dennoch behaupten, daß ich so unschuldig bin, wie ein noch nicht gebornes Kind, und der Richter würde mir Recht geben, denn Niemand hat mich die bösen Handlungen, welche Du mir Schuld gibst, begehen gesehen, weil ich sie nicht begangen habe!"

„Es ist genug!“ sagte Mignonne, die sich endlich von ihrer Verlegenheit erholt hatte; „ich bin überzeugt von dem, was ich Euch gesagt habe —“

„Aber —“ stammelte Pierre Nicod.

„Und überdieß,“ fuhr das junge Mädchen fort, „überdieß bin ich darum gar nicht böse auf Euch —“

„Ach!“ sagte der Zwerg mit einem Ausdruck des Staunens, welcher mindestens grotesk gewesen wäre, wenn er nicht hätte widrig erscheinen müssen.

„Nein,“ wiederholte Mignonne, „ich bin nicht böse auf Euch! — Von alle dem, was Ihr gethan habt, trägt nur Euere Liebe zu mir die Schuld. — Ihr wünschtet den Tod des Herrn Charles, weil Herr Charles mich zu seiner Geliebten zu erlangen suchte. Euer Kopf war aber aus Liebe verdreht, und daher begingt Ihr Narrenstreiche. Das ist nicht Euere Schuld, mein armer Vetter, und jetzt, da meine thörichten Absichten auf den jungen Herrn vergangen sind, liebe ich Euch nur noch mehr —“

Menschen, welche ungemein lasterhaft sind, glauben ohne Mühe, daß bei Andern gleiche Laster zu finden seien.

Pierre Nicod überredete sich bald, daß Mignonne's Herz nach dem Vorbilde des seinigen geschaffen sei.

Er empfand eine ungemein lebhafte Freude und rief aus:

„Wahrhaftig, Base, Du liebst mich ein Wenig?“

Eine Regung des Abscheues zeigte sich in dem Herzen des jungen Mädchens.

Dennoch hatte sie die Kraft, den Sieg über sich selbst davon zu tragen und antwortete:

„Nicht ein Wenig, Vetter, sondern sehr!"

„Von Herzen?"

„Ja, von Herzen."

„Aber früher verachtetest Du mich."

„Früher — davon spreche ich nicht, — aber jetzt haben sich die Sachen geändert."

„Wie ist das möglich!"

„Nun, ich weiß nicht — aber es ist möglich."

„So willst Du mich also zu Deinem Geliebten haben?"

„Ich dächte," antwortete Mignonne, „daß Ihr Euch schon selbst dazu gemacht hättet, und sogar ohne meine Erlaubniß"

Pierre Nicod lachte auf eine rohe und unverschämte Art.

Sein Antlitz strahlte vor Freude

Viehische Brunst leuchtete aus seinem Auge.

Er schlang seinen Arm um Mignonne's Leib.

Mignonne ließ Alles geschehen.

Er näherte seine mißgestalten Lippen den plötzlich erbleichenden Lippen des jungen Mädchens.

Der Muth des armen Kindes brach.

Es wich schnell zurück.

„Hm!" machte Pierre Nicod, etwas erstaunt über diese Bewegung, die einen Theil seines Mißtrauens zurückrief.

„Bedenkt doch, Vetter," sagte Mignonne, „wir sind auf freiem Felde, — es könnte Jemand vorübergehen, — es könnte uns Jemand sehen, — was würde man dann sagen?"

„Das ist wahr," entgegnete der Bauer. „Aber wann?" —

„Wann Ihr wollt," erwiederte Mignonne und schlug schamhaft ihre Augen nieder.

„Nun! heute Abend, nicht wahr?"

„Ja."

„In Deiner Kammer?"

„Nein, meine Muhme kommt bisweilen des Nachts in dieselbe."

„Also in der meinigen?"

„Der Knecht könnte kommen, um Euch etwas zu sagen."

„Wo denn sonst?"

„Ich habe einen besondern Einfall," sagte Mignonne.

„Laß ihn hören," forderte Pierre sie auf.

„Ihr wißt doch den alten Taubenschlag —"

„Wohin wir den Rest des vorjährigen Heues gebracht haben?"

„Ganz Recht."

„Nun?"

„Habt Ihr den Schlüssel zu demselben?"

„Ja," antwortete der Bauer.

„Dort mögt Ihr mich erwarten. — Ich werde um elf Uhr kommen."

Nachdem Mignonne diese Worte gesagt hatte, verließ sie ihren Vetter, bedeckte, als schämte sie sich über das, was sie gesagt hatte, ihr Gesicht mit beiden Händen und lief zu ihren Ziegen zurück.

Pierre Nicod aber blies sich in seinem Stolze auf, wie ein Pfau, der ein Rad schlägt, und ging langsam den Weg nach der Meierei zurück.

Die Leidenschaften des Fleisches regten allen Koth und alle Galle in seinem Herzen auf, und in der gewaltigen Freude sei-

nes ungehofften Triumphes fragte sich der gebrechliche Zwerg, fragte sich die verkrüppelte Mißgeburt in vollem Ernste, ob sie nicht mit ihrer Stirn an die höchsten Aeste der größten Bäume des Waldes von la Souche anstoßen werde.

Die Rache.

Der alte Taubenschlag war eine Art runden Thurmes, ein und ein halbes Stock hoch und fünf Minuten von der Meierei erbaut.

Die Tauben waren schon seit längern Jahren in einen andern Theil der Gebäude gebracht, und der alte Taubenschlag diente seitdem zum Unterbringen verschiedener Wirthschaftsvorräthe, für die es innerhalb der Meierei an Raum gebrach.

Wenn die Ernte sehr reichlich ausgefallen war, so brachte man das saure Heu, welches auf manchen bruchigen Wiesen des Val d'Ajoz geerntet wurde, in den alten Taubenschlag.

Eine kleine Luke, welche zwölf oder funfzehn Fuß über dem Boden angebracht und ungemein enge war, so wie außerdem eine äußerst feste und dauerhafte Thür bildeten die einzigen Oeffnungen des alten Taubenschlages.

Dorthin hatte also Mignonne ihren Vetter Pierre Nicod zum nächtlichen Stelldichein beschieden.

Mit sinkender Nacht und sobald die Ziegen in dem Stalle untergebracht waren, verließ das junge Mädchen die Meierei, indem es eine leichte Leiter mit sich nahm, die es in dem hohen Grase neben dem Thürmchen verbarg.

Dann kehrte es nach der Meierei zurück und trat wieder in die Wohnstube, bevor noch Jemand Zeit gehabt hatte, seine Abwesenheit zu bemerken

Das Abendessen begann.

Den alten Hieronymus Nicod ausgenommen, welcher von verschiedenen gleichgiltigen Dingen sehr viel sprach, waren die Tischgenossen sehr schweigsam.

Mignonne war stumm und aß nicht.

Der Zwerg verschlang ganze Teller voll, aber sprach nicht.

Was Monica, den Knecht und die dicke Magd betrifft, so ließen sie nur selten ein einsilbiges Wort laut werden.

Kurz vor zehn Uhr verließ Pierre Nicod seine Angehörigen, nachdem er noch einen Blick des Einverständnisses mit Mignonne gewechselt hatte.

Aus den Augen des jungen Mädchens leuchtete ein fieberhaftes Feuer.

„Das ist die Liebe," dachte der Zwerg.

Kurz darauf hatten sich alle Bewohner der Meierei von einander getrennt, und ein Licht verlosch nach dem andern.

Elf Uhr hatte es geschlagen, als Mignonne aus ihrer Kammer schlüpfte und mit leisen Schritten in der Richtung nach dem alten Taubenschlage ging.

Je näher sie demselben kam, desto mehr war sie bemüht, das Geräusch ihrer Schritte zu unterdrücken.

In dem Augenblick, als sie das Thürmchen fast erreicht

hatte, ging sie so langsam und vorsichtig, daß man hätte meinen sollen, sie fürchte sich, die vom Abendthau feuchten Grashalmen niederzutreten.

Der Mond schien nicht, und schwere Wolken schwebten an dem Himmel vorüber.

Die Dunkelheit war eine so vollkommene, daß Mignonne ihre Ankunft bei dem Thurme nicht eher bemerkte, bis ihre Hand das Mauerwerk desselben berührte.

Sie tastete sich an der Mauer weiter, bis sie die Eingangsthür erreichte, welche sie halb offen fand.

Mignone überzeugte sich, daß der Schlüssel von außen in dem Schlosse geblieben war.

Sie legte ihre Hand an diesen Schlüssel, neigte sich in die Oeffnung der Thür und fragte leise:

„Seid Ihr da, Vetter?"

„Ja, gewiß bin ich da!" antwortete Pierre. „Komm schnell herein!"

„Hier bin ich!" sagte das junge Mädchen.

Allein statt einzutreten, stieß sie schnell die Thür zu und drehte zwei Mal den Schlüssel in dem Schlosse um.

„Was machst Du denn, Base?" rief der Zwerg von Innen.

„Was ich mache!" sagte das junge Mädchen, als ob es mit sich selbst spräche, „nur Geduld, Vetter, Ihr werdet es erfahren!"

Während Pierre ungeduldig gegen die Thür schlug, nahm Mignonne die Leiter auf, welche sie im Grase versteckt hatte, und lehnte sie gegen die Seite des Thurmes, auf welcher die Luke war.

Sie nahm zwei oder drei Hände voll trocknes Heu in ihre Schürze und stieg dann die Stufe der Leiter hinan.

„Pierre Nicod," sagte sie dann, indem sie durch die Luke in das Thürmchen schaute, „hört mich ein Wenig an —"

„Ach, Base!" rief der Zwerg und hörte auf, gegen die Thür zu schlagen und zu treten, „öffne mir erst. Ich weiß, daß Du nur Spaß machst, und es ist sogar ein hübscher Spaß, ein sehr hübscher Spaß, aber er hat schon lange genug gedauert!"

„Pierre Nicod," nahm Mignonne wieder das Wort, „ich habe Euch gesagt, daß Ihr mich anhören sollt."

Es lag eine so ergreifende Feierlichkeit in dem ernsten Tone des jungen Mädchens, daß der Zwerg unwillkürlich schwieg und die Sprechende anhörte.

„Der Wille des Himmels muß Euch den Verstand genommen haben," fuhr Mignonne fort, „denn sonst würdet Ihr Euch nimmer auf solche Weise mir überliefert haben, wie Ihr heute Abend es gethan habt. Ha! Ihr habt meinen Geliebten morden wollen, Ihr habt mich halb gemordet, um mich zu mißbrauchen und zu entehren! — und dennoch habt Ihr geglaubt, daß ich hierher kommen könnte, um Euch ein Stelldichein der Liebe zu gewähren! — Ha! Pierre Nicod! Pierre Nicod! empfehlt Euere Seele dem lieben Gott und betet zu ihm, daß er Euch verzeihe, denn ich werde Euch nie verzeihen!"

„Ha, ha, ha!" machte Pierre Nicod und zwang sich zum Lachen, obschon das Zittern seiner Stimme diese krampfhafte Heiterkeit Lügen strafte. „Das ist drolliges Zeug, Base, was Ihr mir da sagt, aber nun, da Ihr mir die Wahrheit vorge-

halten habt, öffnet auch schnell die Thür, denn ich ersticke hier und kann keine Hand vor Augen sehen.

„Ich werde Euch ein Licht anzünden, Vetter," antwortete Mignonne spottend.

Ohne dann weiter auf die immer heftigern Reden Pierre Nicods zu antworten, nahm das junge Mädchen aus seiner Schürze ein Feuerzeug und ein Stück Schwamm.

Aus dem trocknen Heu, welches sie mitgenommen hatte, bildete sie eine Art von Fackel.

In diese Fackel steckte sie den angezündeten Schwamm, und blies denselben an, bis eine helle Flamme aus der Heufackel hervorging.

Dann warf sie das brennende Heu in das Innere des Thurmes und auf das in demselben aufgeschichtete Futter.

Erst in diesem Augenblick begriff Pierre Nicod, was für eine Absicht Mignonne habe.

Er stieß einen schrecklichen Schrei aus und stürzte sich gegen die Thür, an welcher er mit aller Kraft der Angst und der Verzweiflung rüttelte.

Die Thür widerstand.

Der Heu-Vorrath gerieth mit einer furchtbaren Schnelligkeit in Flammen.

Der Rauch blendete den Zwerg.

Die Flammen umzüngelten ihn und verzehrten bereits seine Haare und seine Kleidung.

Er verdoppelte sein Angstgeschrei, seine flehenden Anrufungen.

Aber Mignonne war ohne Mitleid.

Sie war langsam von ihrer Leiter herniedergestiegen und wartete bleich, aber entschlossen zehn Schritte von dem Thurme.

Bald folgte ein dumpfes Gewimmer auf das verzweiflungsvolle Geschrei.

Noch ein letztes Mal wurde die Thür von den Anstrengungen einer bereits ermatteten Hand erschüttert.

Dann hörte man nichts mehr, als das Knistern der Flammen, welche das Gebälk des Daches verzehrten.

Nach zehn Minuten brach dieses Dach zusammen und eine Rauchsäule, untermischt von röthlichen Flammen und hellen Feuerfunken, erhob sich gegen den Himmel, indem sie der ganzen Umgebung eine purpurrothe Färbung verlieh.

Zu gleicher Zeit fiel die von innen verkohlte Thür zusammen.

Mignonne näherte sich der Oeffnung und blickte in das Innere des Thurmes.

Inmitten der Gluth verglimmten einige mißgestalte Knochenreste und verbreiteten einen widerwärtigen Geruch.

Das war Alles, was von Pierre Nicod übrig geblieben war.

„Gott sei seiner Seele gnädig!" sagte das Mädchen.

Dann kehrte sie nach der Meierei zurück.

Familien-Pläne.

Die drei Personen, welche wir bereits im vorigen Bande kennen lernten, nämlich der Baron von Saint-André, die Baronin Artemise und der Abbé Brigogne, waren gegen zwei Uhr Nachmittags in dem Salon des Schlosses zusammen.

Der Abbé Brigogne war eben erst gekommen

„Nun, Frau Baronin," fragte er beim Eintreten, wie steht es heute mit unserm Kranken?"

„Gut, sehr gut, dem Himmel sei Dank!" antwortete die Mutter des jungen Mannes, „und ich freue mich, daß Sie gekommen sind, denn ich habe in Bezug auf unser liebes Kind mit Ihnen zu sprechen."

„Ich stehe zu Ihren Befehlen, Frau Baronin," sagte der Pfarrer, indem er sich setzte

„Sie wissen, lieber Abbé, von welchem Standpunkte aus ich das schreckliche Ereigniß betrachte, welches uns Alle in Verzweiflung versetzt hatte."

„Sie meinen, daß Herr Charles nicht etwa das Opfer eines Zufalls oder Unglücks, sondern einer Rache geworden sei."

„Meine Ansichten haben sich in dieser Hinsicht durchaus nicht geändert.“

„Und doch hat die auf den Antrag des Herrn Staats-Anwalts begonnene Untersuchung —“

„Noch zu keinem Resultate geführt, das weiß ich recht gut. Es beweist das nur, daß die Anzeichen ungenügend sind, um zu einer Entdeckung der Wahrheit zu gelangen. Das ist Alles!“

„Sie haben vielleicht Recht.“

„Nicht vielleicht, sondern gewiß. Charles, ich erröthe, wenn ich es nur aussprechen soll, hat sich in irgend ein Bauernmädchen aus der Umgegend verliebt —“

„Ach, Frau Baronin —“ sagte der Pfarrer und schlug verschämt seine Augen nieder.

„Leider! ist dem so, und irgend ein eifersüchtiger Nebenbuhler hat ihn meuchelmörderisch angefallen!“

„Das ist nur eine Vermuthung!“

„Es ist eine Ueberzeugung. Bedenken Sie nur, daß Charles in dem Delirium seiner Krankheit und selbst später noch in seinen Träumen fortwährend den Namen Mignonne wiederholt hat. Wer ist diese unbekannte Mignonne?“

„Ich weiß es nicht.“

„Und ich unglücklicher Weise auch nicht. Ich versuchte meinen Sohn in dieser Beziehung geschickt auszufragen; er erröthete, gab mir aber keine Antwort. Ich kann und will ihn aber nicht ferner in dieser Beziehung mit Fragen bedrängen.“

„Sie thun Recht daran, das zu unterlassen.“

„Es kommt nur darauf an, zu verhindern, daß wir nicht bald wieder ein zweites, noch schrecklicheres Unglück zu beklagen haben.“

„Ein zweites Unglück, sagen Sie?"

„Ohne Zweifel! Charles ist wieder hergestellt, in wenigen Tagen wird er wieder ausgehen können; in seinem Alter ist es nicht thunlich, ihm die Freiheit seiner Handlungen zu beschränken; nichts wird ihn also verhindern, die für kurze Zeit durch die Hand eines Meuchelmörders unterbrochene Verbindung wieder anzuknüpfen, und wer bürgt uns dafür, daß dieselbe Mörderhand ihn nicht abermals und dieses Mal tödtlich treffe."

„Das können Sie annehmen?"

„Ich nehme nichts an, ich befürchte Alles!"

„Aber —"

„Sie wollen fragen, was zu thun ist?"

„Ganz recht."

„Ich habe einen Plan. Oder vielmehr: der Herr Baron und ich, wir haben einen Plan, in Bezug auf den wir Sie um Rath befragen wollten."

„Und dieser Plan?" —

„Wir wollen Charles entfernen."

„Sie wollen demnach in der Kürze nach Besançon zurückkehren?"

„Das reicht nicht hin. Charles hat seinen Gymnasial-Cursus beendet, und in einer Provinzial-Stadt würde nur der Müßiggang seiner warten. Nun ist aber der Müßiggang in seinem Alter eine sehr gefährliche Sache. — Wir gedenken daher, ihn seine Rechtsstudien machen zu lassen und deßhalb nach Paris zu schicken."

„Eine große Stadt birgt ehrlose Gefahren in ihrem Schooße. Paris ist das moderne Babylon; es geht von Paris jegliche Sünde, jegliches Verderbniß des Menschengeschlechts aus!"

„Ja, aber wir haben in Paris Verwandte und Freunde, denen wir Charles mit Wärme empfehlen, und die mit väterlicher Besorgniß über ihn wachen werden. Die Arbeit und anständige Zerstreuungen werden seine Zeit ausfüllen und ihn von allen gefährlichen Freuden fern halten."

„Wenn dem so ist, Frau Baronin, so bin ich Ihrer Meinung und billige von ganzem Herzen, was Sie in Ihrer Weisheit entschieden haben."

„Ich freue mich über ihre Beistimmung, lieber Abbé."

„Und wann gedenken Sie Herrn Charles abreisen zu lassen?"

„So bald wie möglich."

„Das heißt —"

„In spätestens zehn Tagen wird mein Sohn auf dem Wege nach Paris sein."

„Kennt er Ihre Pläne bereits?"

„Noch nicht; aber ich zweifle nicht, daß er mit denselben zufrieden sein wird, denn der Horizont des pariser Lebens hat eine mächtige Anziehungskraft für junge Leute."

„Leider sogar eine zu mächtige Anziehungskraft, Frau Baronin."

„Was bleibt uns jedoch übrig, lieber Abbé? Wir thun freilich einen gewagten Schritt, aber wir vermeiden wenigstens eine sichere Gefahr."

„Sie haben Recht — wie stets!"

„Bst! da kommt mein Sohn."

In der That trat Charles in diesem Augenblick in den Salon.

Der junge Mann war noch sehr bleich, und das Gehen schien ihm Mühe zu machen.

Indeß begann sich schon wieder eine etwas rosigere Färbung auf seinen Wangen zu zeigen und kündete die Rückkehr zu der Gesundheit an.

Die Unterhaltung, welcher wir unsere Leser beiwohnen ließen, wurde durch seine Gegenwart unterbrochen und ging auf Gegenstände über, die wir unberührt lassen, da sie unsern Lesern doch gleichgiltig sein würden.

Als Charles von seiner bevorstehenden Abreise benachrichtigt wurde, machte er nicht eine einzige Einwendung, sondern schien sogar entzückt von der Aussicht, welche sich ihm darbot.

„Und Mignonne," werden unsere Leser fragen, „hatte er sie denn ganz vergessen?"

„Gewiß nicht," müssen wir auf diese Frage antworten, „aber seine Gefühle in Bezug auf das junge Mädchen hatten sich bedeutend geändert."

Zunächst war die jugendliche Hitze seines Temperaments durch den Blutverlust, die Krankheit und die mäßige Diät bedeutend abgekühlt.

Dann hatte er lange und reiflich über den Vorfall bei der Passerelle des Val d'Ajoz und über das Unglück auf der Lichtung im Walde von la Souche nachgedacht und sich selbst gestanden, daß Mignonne die unschuldige Ursache der beiden Mordversuche gewesen sein müsse.

Daher blickte er mit einem Mißtrauen, dem sich Furcht zugesellte, auf die Zukunft.

Kurz, Charles freute sich, mit seiner Entfernung aus der Franche-Comté eine Verbindung kurz abzubrechen, deren einziges Resultat das gewesen, daß sein Leben zwei Mal in Gefahr gekommen war.

Außerdem zog ihn der Horizont von Paris an, wie auch die Baronin sehr richtig vorausgesetzt hatte.

Charles faßte den Entschluß, abzureisen, ohne Mignonne vorher noch einmal zu sprechen.

Mit zahllosen Empfehlungsschreiben und einer Summe von hundert Louis versehen — denn es war bestimmt, daß er halbjährlich hundert Louis als Pension erhalten sollte — geziemend von Vater und Mutter umarmt und von dem Pfarrer gesegnet, begab er sich nach vierzehn Tagen auf den Weg nach dem modernen Babylon, der Stadt der Sünde und Verderbniß, wie der Abbé Brigogne gesagt hatte.

Wir werden ihn bald dort wiederfinden.

Der Graf René.

Man wirft gern den Stein auf die Romanschreiber unserer Zeit.

Man klagt sie der verschiedenartigsten garstigen Dinge an, namentlich daß sie viel versprechen und wenig halten.

Gewisse Leute sagen, daß man sie mindestens an den Galgen hängen müsse.

Offen gestanden: wir sind derselben Meinung.

Gerade weil wir uns nicht ohne Vorwurf fühlen, so heben wir den ersten Stein auf.

Stimmt das nicht mit dem Evangelium?

So werden uns unsere Leser gewiß den Vorwurf machen, daß wir von Pfingstrose zu erzählen versprochen, aber unser Versprechen nicht gehalten haben.

Sie werden nicht begreifen, wie die düstere und schreckliche Geschichte, welche sich jetzt vor ihren Augen unter den Bauern des Jura-Gebirges entrollt hat, mit Pfingstrose zusammenhängt, die sich inmitten des pariser Lebens bewegt.

Wir werden für den Augenblick wenigstens in dieser Beziehung unsern Lesern keine Erklärung geben.

Wir bitten nur um fünf Minuten Geduld.

Der Graf René, denn vielleicht erinnert man sich gar nicht mehr an ihn, zählte zweiunddreißig bis dreiunddreißig Jahre.

Er war in körperlicher Hinsicht das, was man einen sehr schönen Mann nennt.

Das will sagen:

1) Er war über fünf Fuß sechs Zoll groß.

2) Er besaß weder zu viel Bauch, noch zu breite Schultern.

3) Seine regelmäßigen Züge wurden von einem braunen, wohl angesetzten und bewundernswürdig gepflegten Barte eingerahmt.

4) Sein Fuß und seine Hand waren sehr aristokratisch.

5) Er hatte endlich einen guten Schuster, einen vortrefflichen Schneider und beobachtete in seinem ganzen Aeußern eine besondere Eleganz, ohne daß er jedoch sich einer Uebertreibung schuldig machte.

In moralischer Hinsicht war Graf René sehr eingebildet auf seine Person und seine Verdienste

Er suchte einen besondern Ruhm darin, schöne Gemälde zu sammeln oder Raffepferde und hübsche Mädchen zu erwerben, und das mindestens eben so sehr um der Schaustellung, wie um seiner persönlichen Befriedigung willen.

Wir wissen außerdem, daß er jährlich hunderttausend Livres zu verzehren hatte, daß er Nr. 19 der Straße der Chaussée

d'Antin wohnte und in Pfingstrose, die Geliebte des Malers Fra Diavolo, verliebt war, aber auch, daß ihn das junge Mädchen in dem Garten des Luxemburg auf eine förmliche und entscheidende Weise abgefertigt hatte.

Der Graf Réné war nach diesem Schiffbruch in seine Wohnung zurückgekehrt.

Er schien sehr böser Laune zu sein.

Er warf sich in einen Armstuhl, welcher vor einem Kamine von weißem Marmor in einem kleinen Salon von ovaler Form stand, und hielt die Sohlen seiner lackirten Stiefel gegen die knisternde Flamme.

Während er eine mit gründlicher Kenntniß ausgewählte Panatella rauchte, murmelte er mit offenbarer Ungeduld:

„Wahrhaftig! ich bin ein großer Narr!

„Ich dachte mir, daß ich die Weiber kennte!

„In der That aber kenne ich sie nicht besser, als ein ehrsamer Quartaner, der zum ersten Male sein Herz von einer knabenhaften Liebe erwarmen fühlt.

„Wer hätte das je gesagt! Wer hätte das je geglaubt!

„Ich! ich, der Graf Réné, noch jung (wie mein Geburtsschein beweist), ein hübscher Mann (wie Jedermann sagt), reich (wie Jedermann weiß), ich werde zurückgewiesen! verschmäht!!

„Und durch wen?

„Durch ein kleines Mädchen aus dem lateinischen Viertel! durch eine Grisette! — Und warum?

„Wenn es noch um der Tugend willen geschehen wäre!

„Aber nein! die Peronelle hat einen Geliebten!

„Und was für einen Geliebten?

„Ich biete ihr Perlen, Diamanten, Sammet und Seide, Pferde, Reichthum und mein Herz!

„Und sie verschmäht das Alles!

„Und verschmäht es um eines Wesens willen, das Fra Diavolo heißt!

„Um eines Burschen willen, der weder Geld, noch Ruf hat, der nicht schön, aber gewaltig lächerlich ist!

„Wahrhaftig, man sollte es gar nicht glauben!

„O! die Weiber! — die Weiber! die Weiber!“

Als der Graf René an diese Stelle seines Monologes gelangt war, stieß er mit dem Finger die weiße Asche seiner Cigarre ab.

Dann fuhr er mit außerordentlicher Lebhaftigkeit fort:

„Das Einfachste ist, daß man gar nicht mehr daran denkt.

„Aber wie soll ich das anfangen?

„Die Kleine ist so hübsch!

„Nein, hübsch nicht, aber reizend, göttlich!“

Der Graf René erhob sich und trat vor ein Gemälde, das in seinem Salon aufgehängt war.

Dieses Gemälde stellte die verlassene Ariadne dar.

Pfingstrose hatte, wie wir wissen, als Modell für die Ariadne gesessen.

„Gewiß!“ fuhr Graf René in seinem Selbstgespräche fort; „göttlich! das Wort ist nicht zu stark!

„Welche Reinheit der Linien!

„Welche Formen!

„Welche zu gleicher Zeit keusche und wollüstige Anmuth!

„Ja, dieses junge Mädchen ist ein Wunder, ein Schatz,

und es muß um jeden Preis, und sollte es mich den vierten Theil meines Vermögens kosten, mein Eigenthum werden!"

Man sieht, daß der Graf Réné auch dann noch, wenn er von der Leidenschaft und der Eigenliebe angestachelt wurde, vortrefflich zu rechnen verstand.

Manche andern Leute hätten davon gesprochen, daß sie ihr ganzes Vermögen opfern wollten.

Er aber sprach nur von dem vierten Theile.

Er setzte sich wieder und fuhr mit schwermüthiger und zerstreuter Miene fort, seine Cigarre zu rauchen.

Es handelte sich für ihn darum, eine neue Kriegsliste der Liebe zu erfinden, den Plan zu einem neuen Feldzuge zu entwerfen.

Da aber die Phantasie seine stärkste Seite nicht war, so schulden wir der Wahrheit die Erklärung, daß er keine neue Kriegslist zu erfinden vermochte.

In diesem Augenblick wurde sanft an die Thür des kleinen Salons gepocht.

„Herein!" rief der Graf Réné.

Ein Kammerdiener trat ein.

Pfingstrose.

„Was gibt es, Baptiste?" fragte der Graf seinen Kammerdiener.

„Es ist Jemand da und wünscht mit dem Herrn Grafen zu sprechen."

„Jemand? — Was für ein Jemand?"

„Eine Dame."

„Jung?"

„Ja, Herr Graf."

„Hübsch?"

„Ja, Herr Graf."

„Gut gekleidet?"

„Nein, Herr Graf."

„Haben Sie diese Dame schon einmal hier gesehen?"

„Noch nie, Herr Graf."

„Was hat sie zu Ihnen gesagt?"

„Sie sagte mir, daß sie so bald wie möglich mit dem Herrn Grafen zu sprechen wünschte, daß sie den Herrn Grafen erwarten würde, wenn der Herr Graf nicht zu Hause wäre, und daß

ich im entgegengesetzten Falle nur ihren Namen zu nennen nöthig habe, um den Herrn Grafen zu veranlassen, sie sogleich zu empfangen."

„Und Sie kennen ihren Namen?"

„Ja, Herr Graf."

„So nennen Sie ihn "

„Pfingstrose, Herr Graf, Fräulein Pfingstrose."

Der Graf wurde schwindlig.

Er sprang von seinem Sitze empor und schrie:

„Dummkopf und Sie lassen mich eine Viertelstunde warten, anstatt mir den Namen sogleich zu sagen? — Wo ist das junge Mädchen?"

„In dem Vorzimmer, Herr Graf," antwortete der bestürzte Kammerdiener.

„In dem Vorzimmer! Doppelter Schafkopf! Dreifacher Schöps! Bringen Sie das Fräulein auf der Stelle hierher! auf der Stelle!"

„Ja, Herr Graf!"

Und Baptiste entfernte sich schnell.

Kaum eine Minute war verflossen, als Pfingstrose in den Salon trat.

Das junge Mädchen war sehr blaß.

Ihre gerötheten und angeschwollenen Augenlider bewiesen, daß es lange geweint habe.

Und dennoch, ungeachtet der kaum erst vergossenen Thränen, ungeachtet der mehr, als bescheidenen Kleidung, die in einem wollenen Kleide, einem alten gewürfelten Shawl und einem Hute bestand, der nicht neu war und nie elegant gewesen war, erschien Pfingstrose reizend.

Der Graf eilte ihr entgegen und ergriff ihre Hand.

Diese Hand war eiskalt.

Aber Réné bemerkte das nicht.

Er führte das junge Mädchen zu dem Armstuhle und forderte es auf, sich in denselben zu setzen.

Er blieb neben Pfingstrose stehen und schien zu erwarten, daß sie zuerst spreche.

Aber Pfingstrose schwieg.

Sie schlug ihre Augen nieder.

Ihre Verlegenheit war nicht zu verkennen.

Der Graf mußte sich endlich entscheiden, das Schweigen zu brechen.

„Darf ich fragen, mein Fräulein," fragte er langsam und indem er die Worte suchte, „darf ich fragen, welchem Umstande ich diesen Besuch verdanke, der mich so hoch beglückt — noch mehr aber überrascht, — besonders nachdem —"

Der Graf stockte.

Pfingstrose erhob ihre Augen zu ihm.

Ihr Blick war ein fester und jede Aufregung verschwunden.

„Besonders nachdem ich heute Morgen so unhöflich gewesen bin, nicht wahr, Herr Graf?" fragte sie.

„Es ist wahr," antwortete der Graf mit einer Verneigung.

„Nicht wahr, es muß auffallen, mich jetzt bei dem Manne zu sehen, den ich vor einer Stunde zurückgewiesen habe?" fuhr das junge Mädchen fort.

„Das ist abermals wahr," antwortete der Graf.

„Und Sie finden diesen Schritt ohne Zweifel unerklärlich?"

„Das ist abermals wahr,“ sagte der Graf zum dritten Male.

Während Pfingstrose sprach, vermochte der Graf kaum das Stürmen seines Herzens zu beschwichtigen, aber die berechnete Kälte, welche er zur Schau trug, schien ihm zu gleicher Zeit ein Beweis seiner Gewandtheit und seines guten Geschmacks.

„Herr Graf,“ fuhr Pfingstrose mit steigender Entschlossenheit fort, „Sie haben mir gesagt, daß ich schön wäre —“

„Wie ein Engel oder wie eine Göttin!“ rief der Graf in galantem Tone aus.

„Sie haben mir gesagt, daß Sie mich liebten —“

„Und ich wiederhole Ihnen das — ich liebe Sie, wie Sie geliebt zu werden verdienen, das heißt ausschließlich und mit Anbetung —“

„Sie haben mir endlich gesagt, daß Sie mein Geliebter zu werden wünschten —“

„Ich würde ein solches Glück nicht zu theuer zu erkaufen glauben, wenn ich es mit meinem Leben bezahlen müßte!“

„Nun!“ sagte Pfingstrose leiser, denn ihre Stimme erstarb wider ihren Willen, während sie diese Worte aussprach, „nun, ich komme, um mich Ihnen anzubieten! nehmen Sie mich hin!“

Graf René wurde für einen Augenblick von dem höchsten Staunen ergriffen, als er diese sonderbaren Worte hörte.

Aber er begriff schnell, daß er lediglich nöthig habe, das junge Mädchen weiter zu befragen, um den wahren Sinn derselben zu erfahren.

Er setzte sich neben Pfingstrose.

Dann ergriff er von Neuem ihre Hand, aber auf eine fast brüderliche Weise, und fragte:

„Sprechen Sie sich weiter aus, liebes Kind; denn ich kann wahrhaftig noch nicht an das Glück glauben, welches Ihre Worte mir zu verheißen scheinen."

„Warum nicht?" fragte ihn Pfingstrose.

„Sie sind kein Mädchen, wie andere Mädchen sind," fuhr der Graf fort. „Ich habe Ihren edlen Widerstand zu würdigen gewußt, und es muß irgend etwas sehr Ernstes vorgefallen sein, daß alle Ihre Ansichten so mit einem Male umgestürzt sind und Sie selbst kommen, um mir anzubieten, was Sie meinen glühenden Bitten abschlugen."

„Mein Herr —" stotterte Pfingstrose.

„Ich liebe Sie," fuhr Réné fort, „ich liebe Sie mit glühender Liebe — mit stürmischer Liebe, wie Sie wissen! Aber in diesem Augenblick beschwöre ich Sie, nur einen Freund, einen alten Freund in mir zu erblicken, — haben Sie Vertrauen zu mir, sagen Sie mir Alles —"

Diese Worte und besonders der wohlwollende Ton, in welchem dieselben ausgesprochen wurden, trugen den Sieg über Pfingstrose's Entschlusse davon.

Sie fühlte sich von Neuem von Rührung beherrscht.

Ihr zu sehr angefülltes Herz floß über.

Die Thränen traten ihr in die Augen und sie begann bitterlich zu weinen.

„Wie gut Sie sind, mein Herr," sagte sie zu Réné, als die Quelle ihrer Thränen ein Wenig zu versiegen begann.

„Muth!“ forderte der Graf nochmals auf. „Muth! und sagen Sie mir Alles —“

„Nun,“ stammelte Pfingstrose, „es ist vorbei —“

„Womit?“ fragte der Graf rasch.

„Ich habe ihn verlassen —“

„Ihren Geliebten?“

„Ja“

„Und warum haben Sie ihn verlassen?“

„Um Ihretwillen.“

„Um meinetwillen?“ rief der Graf überrascht aus; „aber heute Morgen erst —“

„Heute Morgen weigerte ich mich, Ihre Anerbietungen anzuhören — das ist es, was Sie mir sagen wollen?“

„Allerdings.“

„Sie sollen Alles erfahren. Er war eifersüchtig auf mich, — er war mir auch heute Morgen gefolgt, — er sah Sie mit mir sprechen, und als ich nach Hause zurückgekehrt war, fragte er mich, ob ich Jemand begegnet sei; da ich nun seinen heftigen und mißtrauischen Charakter kenne, so gab ich ihm eine verneinende Antwort. Darauf sagte er mir, daß er Alles gesehen habe, und behandelte mich, wie eine Elende. Er schrie mir zu, das ich ihn täusche, erhob einen Stock gegen mich, und weil ich ihn bat, Mitleid mit mir zu haben, so schlug er mich, bis ich besinnungslos zu Boden sank.“

„Ach!“ sagte der Graf im Tone des Abscheues.

Pfingstrose bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen und brach von Neuem in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

„Armes Kind! armes Kind!“ rief der Graf aus,

„Sie sind so unschuldig und haben um meinetwillen dulden müssen!“

Pfingstrose gab ein bejahendes Zeichen.

„Werden Sie mir das verzeihen?“ fragte René.

„Sie sind ohne Schuld,“ antwortete Pfingstrose.

„Geben Sie mir Ihre Hand zum Zeichen der Verzeihung.“

Pfingstrose reichte ihm die Hand.

René drückte dieselbe an seine Lippen.

„So haben Sie also mit dem Elenden gebrochen, vollkommen gebrochen?“ knüpfte der Graf die Unterhaltung wieder an.

„Ja,“ antwortete Pfingstrose, „auf immer gebrochen.“

„Sie lieben ihn also nicht mehr!“

„Nein.“

„Aber vor dem schauderhaften Auftritte, welchen Sie mir erzählt haben, liebten Sie ihn doch noch?“

„Nein, ich liebte ihn schon seit langer Zeit nicht mehr.“

„Warum blieben Sie dann bei ihm?“ fragte der Graf, der im höchsten Grade erstaunt war.

„Warum?“ fragte Pfingstrose.

„Ja.“

„Weil er arm war, weil er unglücklich war, weil ich an seine Liebe glaubte und er alles Glück in dieser Welt nur mir verdankte, so wollte ich ihm sein Glück nicht rauben.“

„Also aus Treue, nur aus Treue erduldeten Sie die kalte, schreckliche Armuth?“

„Ich schwöre Ihnen das zu.“

„Und ohne den Auftritt von heute Morgen würden Sie den Menschen nicht verlassen haben?“

„Nimmer.“

„Sie sind kein Weib,“ sagte der Graf, der zum ersten Male in seinem Leben gerührt war, „nein! Sie sind kein Weib sondern ein Engel!“

Mittheilungen.

„Sagen Sie mir doch, mein Kind," fuhr der Graf René nach einem kurzen Schweigen fort, „auf welche Weise Sie diesen Künstler kennen gelernt haben."

Pfingstrose schlug die Augen nieder und antwortete nicht.

Ihr weibliches Schamgefühl empörte sich bei dem Gedanken, einen Fremden mit der so übel angebrachten Laune bekannt zu machen, welche sie veranlaßt hatte, einem Fra Diavolo entgegen zu gehen.

Aber der Graf wurde eben deßhalb, weil sie mit der Antwort zögerte, noch drängender

„Von diesem Augenblick an, liebe Kleine," sagte er, „und für immer, haben Sie an mir einen Freund und Beschützer. Behandeln Sie mich daher als Freund, das heißt, mit Vertrauen. Erzählen Sie mir Ihr ganzes Leben. Sie sind zu jung und zu reizend, als daß an Ihrer Vergangenheit ein Flecken kleben könnte, über welchen Sie erröthen müßten. Diese Vergangenheit schließt vielleicht Irrthümer in sich, vielleicht Unklugheiten, aber, davon bin ich überzeugt, nicht einen einzi-

gen Fehltritt. Sprechen Sie also offen, mein Kind, und ohne Scheu."

„Sie verlangen es?" fragte Pfingstrose.

„Ich bitte Sie darum."

„So sei es!"

„Dank! tausend Dank!" sagte der Graf und drückte abermals die Hand des jungen Mädchens an seine Lippen.

Pfingstrose begann die Erzählung ihres Lebens.

Sie erzählte von den Jahren ihrer Kindheit, die unter den hundertjährigen Schatten der großen Bäume des Parkes von Rodesmes verfloß.

Sie berichtete in schüchternem Tone von ihrer ersten Liebe, von dieser so kindlichen und keuschen Liebe.

Als sie den Namen des Herrn von Rodesmes aussprach, wurde sie plötzlich von dem Grafen unterbrochen.

„Der Vicomte Jules!" rief er aus. „Ach!"

„Sie kennen ihn?" fragte Pfingstrose.

„Sehr wohl! Er hat sich vor Kurzem verheirathet."

„Ach!"

„Er hat eine reiche Erbin aus der Normandie, Fräulein von Choisy, geheirathet."

„Esther von Choisy!" rief Pfingstrose erstaunt aus.

„Die kennen Sie auch?" fragte der Graf.

„Die Verlobte des Georges von Entragues!" sagte das junge Mädchen, aber so leise, daß René den Namen nicht hörte.

Er wiederholte seine Frage.

„Ja, gewiß! kenne ich sie," antwortete Pfingstrose.



„Wie kommt das?“

„Warten Sie, und Sie werden es erfahren.“

Das junge Mädchen fuhr in seiner Erzählung fort.

„Eines Tages,“ sagte sie, „ach! es war ein unglücklicher Tag! kam ein Pariser nach dem Schlosse, — er hieß Georges von Entragues —“

Der Graf unterbrach sie zum zweiten Male.

„Georges von Entragues!“ rief er aus. „Wahrhaftig, das ist eine wunderliche Sache!“

„War er vielleicht Ihr Freund?“ fragte Pfingstrose.

„Mein Freund? Nein, davor behüte mich der Himmel!“

„Warum?“

„Weil Herr von Entragues, übrigens ein guter Edelmann, ein Schurke, ein Spitzbube war.“

„Sind Sie davon überzeugt?“ fragte das junge Mädchen rasch.

„So überzeugt, wie man nur von irgend etwas in der Welt sein kann. — Da er jedoch sich selbst gerichtet hat, so wollen wir nicht weiter von ihm sprechen.“

„Er hat sich selbst gerichtet!“ rief Pfingstrose aus; „was wollen Sie damit sagen, mein Herr? Was ist aus Georges von Entragues geworden?“

„Er hat sich erschossen.“

„Georges von Entragues ist todt!“ sagte Pivoine halblaut, während einige Thränen ihre Augen verdunkelten und ihr Herz bei der Erinnerung an ihre erste Liebe schneller schlug.

Sobald sich diese Aufregung etwas gelegt hatte, fuhr sie in ihrer Erzählung fort.

Was sie dem Grafen René erzählte, wissen unsere Leser bereits.

Als Pfingstrose geendet hatte, dankte ihr der Graf für das Vertrauen, welches sie ihm bewiesen habe.

Dann fuhr er fort:

„Da ich nun Ihre Vergangenheit kenne, mein Kind, so wollen wir von der Gegenwart und der Zukunft sprechen.

Das junge Mädchen gab zu verstehen, daß es damit zufrieden sei.

„Sie willigen ein, meine Geliebte zu werden," fuhr der Graf fort.

„Ja," antwortete Pfingstrose.

„Und dennoch lieben Sie mich nicht?"

Pfingstrose schwieg.

„Werden Sie mich eines Tages lieben?"

„Ich werde Ihre aufrichtigste und treueste Freundin sein; ob ich Sie auch lieben werde, weiß ich noch nicht."

„Sie werden aber wenigstens keinen Andern lieben?"

„Sollte ich je einen Andern lieben, so würde ich es Ihnen sagen und Sie um jenes Andern willen verlassen."

„Was Sie mir da sagen, beweist mir, daß ich mich nicht in Ihnen getäuscht hatte, und daß Ihr Herz eben so liebenswürdig ist, wie Ihr Körper; meine Liebe zu Ihnen steigert sich, aber ich kann nicht erlauben, daß Sie mir Rechte gewähren, welchen Ihr Herz widerstreben würde —"

Der Graf unterbrach sich.



„Sie verschmähen mich?" fragte Pfingstrose.

„Nein, gewiß nicht," sagte der Graf schnell; „ich verschmähe Sie gewiß nicht, sondern will mich nur Ihres offnen Vertrauens würdig zeigen"

Er verließ den Stuhl, auf welchem er gesessen hatte.

Er nahm Pfingstrose bei der Hand und führte sie vor die verlassene Ariadne.

„Kennen Sie das Gemälde?" fragte er.

Pfingstrose erhob ihre Augen.

Aber sie schlug dieselben bald wieder erröthend nieder.

Sie sah sich selbst, wie sie nackt und mit seltener Treue von Fra Diavolo's Pinsel wiedergegeben war.

„Von jetzt an," fuhr der Graf fort, „kann ich das schöne und liebliche Antlitz, welches auf diese Leinwand gemalt ist, mit Ihren reizenden Zügen vergleichen, aber ich werde die göttlichen Formen der Ariadne bis zu dem Tage vergessen, an welchem Sie selbst mir sagen werden: „René, ich liebe Sie!" Bis dahin werden Sie für meine Geliebte gelten, aber erst an jenem Tage werde ich Ihr Geliebter werden."

Dieser so vollkommene und unerwartete Edelmuth des Grafen rührte das junge Mädchen noch mehr, als seine wohlwollenden Worte zu Anfang ihrer Unterhaltung gethan hatten.

Sie ergriff seine Hand, drückte sie an ihre Lippen und benetzte sie mit ihren Thränen:

René zog schnell seine Hand zurück.

Er umschlang das junge Mädchen mit seinen Armen, hob es zu sich empor und drückte einen Kuß auf die Stirn desselben.

„Warten Sie hier zwei Stunden, liebes Kind," sagte er. „Ich werde ausgehen, um für Sie zu sorgen. Bis zu Ihrer Rückkehr suchen Sie sich die Zeit so gut wie möglich zu verkürzen. Auf diesem Tische liegen Bücher, Zeitschriften, Taschenbücher. Sehen Sie in dieselben, lesen Sie in ihnen, zerstreuen Sie sich und denken Sie an die glücklichen Tage, welche die Zukunft Ihnen bringen wird."

Der Graf René ging und ließ Pfingstrose allein zurück.

Unsere Leser müssen erstaunt sein, weil dem Anscheine nach die Worte des Grafen René durchaus nicht mit dem Charakter übereinstimmen, welchen wir diesem Edelmanne beigelegt haben

Offenbar zeigte jener Charakter keine Spur von der Großartigkeit der Gesinnungen, welche wir in seinem Handeln ausgesprochen sahen.

Wir sind in dieser Beziehung eine kurze Erklärung schuldig.

Wir werden dieselbe geben.

Obgleich der Graf René weder durch einen außerordentlichen Verstand glänzte, noch sich durch ein besonderes Zartgefühl des Herzens auszeichnete, so war er doch ein Mann von Welt und sein Benehmen untadelhaft.

Er hatte sich gewöhnt, den Damen gegenüber eine Achtung und Unterwürfigkeit zu zeigen, welche er nur selten in der Wirklichkeit fühlte.

Er war außerdem der größte und gewandteste Lüstling, und

dieser Umstand ist es eben, welcher uns den Schlüssel zu seinem Betragen gegen Pfingstrose gibt.

Seine anscheinende Uneigennützigkeit war in der That nur Selbstsucht.

Wir wollen das beweisen.

Der Graf würdigte den Besitz eines Weibes nur so lange, wie dieser Besitz von den ausgezeichnetsten Genüssen der Wollust begleitet wurde.

Konnte er aber dieses Resultat hoffen, wenn er sich unmittelbar des jungen Mädchens bemächtigte, das sich ihm anbot?

Gewiß nicht.

Farblose Liebkosungen, kalte Küsse, eine eisige Hingebung, der Gehorsam einer Odaliske, die von einem Lieferanten des Sultans für das Serai angekauft ist — das wäre Alles gewesen, was er hätte erwarten können.

Und doch verhieß ihm das wunderschöne Modell der verlassenen Ariadne überirdische Freuden.

Er mußte daher warten, bis der Feuerfunke hervorsprang aus dem Eisblock, in welchen er eingeschlossen war.

Das war es, was Graf René einsah.

Und er fuhr sogleich seine Batterieen auf.

Pfingstrose durch das Dankgefühl an sich zu fesseln, das war ohne Widerspruch der beste Weg, um recht schnell zu ihrem Herzen zu gelangen.

War einmal das junge Mädchen geblendet, gerührt, begeistert, so mußte es sich jeden Augenblick, um welchen es das vollkommene Glück seines edelmüthigen und uneigennützigen Gön-

ners verzögerte, als einen Beweis seines Undanks vorwerfen, so durfte es selbst nicht länger zögern, die Worte auszusprechen:

„René, ich liebe Sie!“

Wir unsrerseits zweifeln nicht, daß der Graf ganz Recht hatte, wenn er auf solche Weise speculirte.

Die Straße Castellane.

Als Graf Réné Pfingstrose verließ, war er so eilig, daß er nicht erst seine Pferde anspannen ließ.

Er bestieg vielmehr eine jener kleinen Droschken, welche beständig in der Nähe des Café Foy halten.

Dann ließ er sich in das Magdalenen-Viertel fahren, um eine Wohnung auszukundschaften und zu entdecken, in welcher er seine neue Geliebte unterbringen könnte.

Was er suchte, das fand er in einem sehr schönen Hause der Straße Castellane.

Die gefundene Wohnung war im zweiten Stock.

Sie bestand aus einem ziemlich großen Vorzimmer, einem Speisezimmer, einem schönen Salon und noch zwei Zimmern, von denen das eine als Schlafzimmer, das andere als Boudoir benutzt werden konnte.

Außerdem gehörte zu der Wohnung ein Stall für zwei Pferde und ein Wagenschuppen.

Die Wohnung war durchaus neu hergestellt, die Tapeten sehr elegant und das Beziehen konnte demnach ohne Verzug erfolgen.

Der Graf war durch diese Entdeckung befriedigt und eilte, ohne einen Augenblick zu verlieren, zu seinem Tapezierer.

„Herr Graf, ich habe die Ehre, mich Ihrer Gnade zu empfehlen," sagte der Tapezierer unter zahllosen Verbeugungen, als er einen seiner besten Kunden eintreten sah.

„Guten Tag, Herr Roland, guten Tag."

„Was befehlen der Herr Graf?"

„Vielleicht nichts, vielleicht viel."

„Ich kann nur wünschen, daß es recht viel sein möge."

„Es hängt das von der Antwort ab, welche Sie mir auf eine Frage geben werden, die ich Ihnen vorzulegen gedenke."

„Ach! und diese Frage, Herr Graf?"

„Können Sie mir eine Wohnung in vierundzwanzig Stunden meubliren?"

„Der Teufel!"

„Nun?"

„Es ist unmöglich, Herr Graf."

„In diesem Falle —"

Der Graf René beendete den Satz nicht, sondern wandte sich, um zu gehen.

Der Tapezierer hielt ihn zurück und sagte schnell.

„Ja, es ist allerdings unmöglich, aber der Herr Graf weiß, daß ich für Sie auch das Unmögliche möglich mache."

„Nun?"

Der Tapezierer lächelte.

„Sie werden also die Arbeit übernehmen?" fragte der Graf.

„Sobald der Herr Graf befiehlt."

„Den Augenblick!"

„Es sei."

„Und morgen um diese Zeit?"

„Wird Alles fertig sein."

„Schön."

„Wo ist die Wohnung?"

„Kommen Sie mit mir, Herr Roland."

„Ich habe die Ehre, dem Herrn Grafen zu folgen."

René und der Tapezierer gelangten in die Straße Castellane.

„In das Vorzimmer," sagte der Graf, „setzen wir Polsterbänke, mit grünem Sammet überzogen und mit vergoldeten Nägeln geschmückt."

„Schön."

„Das Speisezimmer wird mit Meubles von geschnitztem Eichenholz versehen; die Stühle werden mit gepreßtem Corduan bezogen. Was meinen Sie dazu, Herr Roland?"

„Eine solche Ausstattung wird prachtvoll und von bestem Geschmack sein, wie Alles, was der Herr Graf anordnet."

„Namentlich wünsche ich, daß die Büffets von schöner Arbeit seien."

„Ich werde dafür sorgen, Herr Graf."

„In die Fensternischen stellen wir große Blumengestelle mit den schönsten Schmuckpflanzen."

„Sehr wohl."

„Gehen wir nun zu dem Salon über. Was für Meubles schlagen Sie mir für dieses Gemach vor, Herr Roland?"

„Ich habe die Ehre, den Herrn Grafen zu fragen, ob die Wohnung für eine Dame bestimmt ist."

„Allerdings."

„Ich hätte das freilich errathen sollen.“

„Warum?“

„Der Herr Graf ist so edelmüthig!“

„Kehren wir zur Sache zurück, Herr Roland, die Zeit drängt uns.“

„Das ist wahr.“

„Was meinen Sie also?“

„Die Tapete ist weiß mit Goldleisten versehen, und ich bin daher der Meinung, daß wir die Meubles des Salons mit bräunlichem Damast beziehen und zu den Vorhängen der Thüren und Fenster einen Damast von gleicher Farbe wählen. In das Feld, welches dem Mittelfenster gegenüber ist, stellen wir eine große Truhe von geschnitztem Ebenholz; der Teppich muß weiß und kirschroth sein.“

„Ich würde einen Teppich von Aubusson mit mythologischen Figuren vorziehen.“

„Der wird viel theuerer sein.“

„Was kümmert mich das?“

„Der Herr Graf nimmt in der That auf das Geld keine Rücksicht.“

„Ein Piano von Ehrhardt, Statuetten und Gemälde werden die Ausstattung vervollständigen.“

„Einen ovalen Tisch von Ebenholz werden wir in die Mitte des Zimmers stellen.“

„Auf diesen Tisch können wir einen türkischen Teppich legen und allerhand hübsche Kleinigkeiten stellen.“

„Ja, Herr Graf.“

„Was die Gemälde betrifft, Herr Roland, so werde ich

diese selbst besorgen. Nur die Garnitur des Kamines überlasse ich Ihnen."

„Seien Sie unbesorgt, wir werden dazu einen ausgezeichneten Pompadour wählen."

„Noch empfehle ich Ihnen, recht schöne Vasen von japanischem Porcelan zu besorgen."

„Sehr wohl! Ich kann deren bekommen, die aus der Nachlaß-Versteigerung des Herrn Aguado herrühren."

„Desto besser."

Der Graf öffnete eine der Seitenthüren des Salons und trat, von Herrn Roland gefolgt, in ein anderes Zimmer.

„Dieses ist das Schlafzimmer," sagte er.

„Es würde am schönsten sein, es mit irgend einem Stoffe auszukleiden."

„Mit was für einem Stoffe?"

„Mit Seide, Sammet, persischen Teppichen oder Kashmir."

„Kashmir würde mir vorzugsweise gefallen."

„Welche Farbe zieht der Herr Graf vor?"

„Perlengrau mit Einfassungen, die von Palmen gebildet sind."

„Das Bett von derselben Farbe?"

„Allerdings, so wie auch die Vorhänge der Fenster. Diese und die Vorhänge des Bettes von gesticktem Mousselin."

„Und die Meubles?"

„Ebenholz und Kashmir. Ich habe nicht nöthig, in die Einzelheiten einzugehen, denn Sie werden meine Wünsche schon errathen."

„O, sehr wohl!"

„Denken wir nun an das Boudoir," fuhr Graf René fort,

indem er in den Salon zurückkehrte und auf der dem Schlafzimmer entgegen gesetzten Seite durch eine Thür schritt. „Hier kommt es darauf an, daß Sie sich selbst übertreffen, Herr Roland. Ich verlange, daß dieses Boudoir ein Meisterwerk, ein kleines Weltwunder werde. Entfalten Sie hier Ihr ganzes Talent."

„Ich werde mein Bestes thun, Herr Graf," antwortete der Tapezierer mit einer Verneigung und einem Lächeln.

„Die Tapete muß von weißer Seide sein, im Stil Ludwigs XV., mit Guirlanden von Leilak, Rosen und Geisblatt gestickt."

„Ich habe nur die Ehre, dem Herrn Grafen zu bemerken, daß es unmöglich sein wird, einen bereits fertigen Stoff in der Weise zu finden, wie der Herr Graf zu bestimmen beliebte."

„O! ich bestehe gerade nicht hartnäckig auf Leilak, Rosen und Geisblatt; wenn nur die Guirlanden reizend sind, so bin ich schon zufrieden und gebe Ihnen unbeschränkte Vollmacht, Herr Roland."

„Der Herr Graf wird es nicht zu bereuen haben."

„Ich rechne darauf."

„Und was für Stoffe wählen wir zu den Sitzen? Stoffe mit Phantasie-Mustern, nicht wahr?"

„Keine Phantasie-Muster, ähnliche Zeichnungen, wie an der Tapete, Stoff à la Pompadour, mit breiten Streifen, kirschroth und weiß, blau und weiß, orangenroth und weiß u. s. w."

„Und die Besetzung des Kamines?"

„Eine Stutzuhr von altem Sèvres, ähnliche Kandelaber, chinesische Vasen. Sie werden bei Clesinger ganz vorzügliche finden."

„Ich werde noch heute zu ihm gehen.“

„Was die kleinen Meubles und Nippssachen betrifft, so beziehen Sie dieselben von Audigé auf dem Börsenplatze; man kauft nirgends sonst so gut.“

„Der Herr Graf kennt die besten Quellen.“

„So ein Wenig, lieber Herr Rolan.d Da wir uns nun über Alles geeinigt haben, wenigstens über alle wichtigen Dinge, so begeben Sie sich, ohne eine Minute zu verlieren, an das Werk, und vergessen Sie nicht, daß ich morgen punkt drei Uhr die Wohnung in Besitz nehmen werde.“

„Eine solche Wohnung in weniger als vierundzwanzig Stunden in Stand zu setzen, das ist ein Meisterstück, welches meines Wissens noch kein Tapezierer vollbracht hat,“ sagte Herr Roland.

„Dafür sollen Sie auch für den Napoleon der Tapezierer gelten!“ antwortete René lachend.

„Der Herr Graf schmeichelt mir.“

„Keineswegs. Sie werden also Wort halten?“

„Was versprochen ist, das ist versprochen.“

„Und ich habe Ihr Wort?“

„Morgen, eine Minute vor drei Uhr, werden meine Arbeiter das Haus verlassen.“

„Es ist eine wahre Freude, mit Ihnen Geschäfte zu machen. Wenn Sie Geld nöthig haben, so wissen Sie, daß Sie Anweisungen zahlbar nach Sicht auf mich ausstellen können.“

„O! es hat keine Noth!“

„Morgen früh werde ich kommen, um Ihre Arbeiten in Augenschein zu nehmen.“

„Ich würde es vorziehen, wenn der Herr Graf erst Nach-

mittags kommen wollte, um über den Gesammt-Eindruck zu urtheilen."

„Eigenliebe des Verfassers, nicht wahr?"

„Mag sein!"

„Nun, es sei! Ich werde Ihnen freies Feld lassen."

Graf René geleitete Herrn Roland nach dessen Wohnung zurück und eilte dann nach seinem Hôtel, wo Pfingstrose seiner Rückkehr harrte.

Miß Dudley.

Auf dem Rückwege kaufte Graf Réné noch die verschiedenartigsten Stoffe in Seide und Damast in hinreichender Menge ein, so daß zwei bis drei Dutzend Kleider aus denselben gemacht werden konnten, und befahl dem Kaufmann, ihm mit jenen Stoffen zugleich eine recht geschickte Schneiderin zuzusenden.

Dann fuhr er bei einer Modehändlerin vor, bei welcher er drei oder vier Hüte und zwei indische Shawls kaufte, die er gleich selbst mitnahm.

„Mein Kind," sagte er zu Pfingstrose, als er wieder in den Salon trat, in welchem das junge Mädchen zurückgeblieben war, „morgen werden Sie eine Wohnung erhalten, die zwar keineswegs Ihrer ganz würdig, aber doch ziemlich anständig ist. Bis dahin werde ich für die Herstellung Ihrer Garderobe sorgen, und Sie werden sich sogleich mit der Schneiderin verständigen."

Pfingstrose glaubte zu träumen.

In dem Augenblick, als sie antworten wollte, erschien Réné's Kammerdiener und sagte seinem Herrn einige Worte in das Ohr.

„Lassen Sie dieselbe in mein Zimmer treten," sagte der Graf.

Dann fuhr er fort, indem er sich gegen Pfingstrose wandte:

„Ich verlasse Sie abermals, liebe Kleine, aber nur für fünf Minuten. Sie erlauben doch?"

Pfingstrose lächelte.

Der Graf nahm dieses Lächeln mit Recht für eine bejahende Antwort und verließ das junge Mädchen.

Eine andere Dame erwartete ihn in seinem Schlafzimmer.

Honny soit qui mal y pense! Diese Dame war keine Geliebte des Grafen, war nie seine Geliebte gewesen und sollte nie seine Geliebte werden.

„Miß Dudley!" rief der Graf beim Eintreten aus und führte die Hand, welche die Angeredete auf anmuthige Weise ihm reichte, an seine Lippen. „Wie glücklich bin ich, daß mein guter Stern Sie heute zu mir führt!"

„Herr Graf," antwortete Miß Dudley lächelnd, „mein Besuch ist ein selbstsüchtiger."

„Desto besser! Worum handelt es sich?"

„Das werde ich Ihnen sagen."

Ehe wir jedoch unsere Leser mit der auf solche Weise begonnenen Unterhaltung bekannt machen, müssen wir ihnen mittheilen, wer Miß Dudley war.

Anna Dudley, englischer Abstammung, wie der Name bereits anzeigt, aber in Paris geboren, das sie noch nie verlassen hatte, war ein junges Mädchen von achtzehn oder neunzehn Jahren.

Um sie auf eine vollkommene und reizende Weise darzustellen, würden wir jene weichen und sanften Pastellfarben nöthig ha-

ben, mit deren Hülfe Latour auf eine so herrliche Weise die anbetungswürdigen Köpfe der schönsten Frauen des vorigen Jahrhunderts wiederzugeben verstand.

Aber anstatt der magischen Kreiden des Malers steht uns leider! nur unsere armselige Feder zu Gebote.

Wir haben nur Worte statt der Farben.

Redensarten statt der Gemälde.

Offenbar sind wir der Aufgabe nicht gewachsen, der wir uns unterziehen.

Dennoch wollen wir einen Versuch machen.

Miß Anna war hoch und zart gewachsen.

Ihr anmuthiger und schlanker Wuchs zeigte jene doppelte Vollendung der Zartheit ohne Magerkeit, und der vollkommenen Abrundung aller Formen, ohne daß dadurch ihrer wundervollen Eleganz geschadet wurde.

Ihr Wuchs, der aufstrebend und gerade war, wie derjenige einer jungen Tanne, bedurfte, um untadelhaft zu erscheinen, nicht im Mindesten der verständigen und oft lügnerischen Nachhülfe der Schneiderin und des Corsett-Machers.

Ihr Körper zeigte die wunderschönen Umrisse der Gefährtinnen der Jagdgöttin Diana, welche wir an den Frontons der athenischen Tempel in ihren Bas-Reliefs von weißem Marmor anstaunen.

Dieser zarte und zu gleicher Zeit kräftige Wuchs mußte sich mit himmlischer Anmuth beugen und schmiegen, wenn er sich mit weichlicher und wollüstiger Trägheit der Umfassung eines liebenden Armes überließ.

Und wenn das Auge, nachdem es die Wellenlinien eines tadellosen Körpers betrachtet hatte, wenn das Auge, sagen wir,

dann zu dem Antlitz sich erhob, so wurde es durch einen Zauber gefesselt, so glaubte es ein flüchtiges Traumbild zu sehen, eine Fee, einen Engel, — so zweifelte es an der Wirklichkeit dieser Erscheinung und schaute, und schaute, und vermochte sich nicht wieder von diesem jugendlichen und köstlichen Kopfe loszureißen.

Wie soll man die reine und weiße Stirn beschreiben, auf welcher man die Denkkraft und den Verstand las, die wundervoll gebogenen Brauen, von denen man hätte annehmen sollen, daß der kleine Gott Cupido, mythologischen Andenkens, sie mit einem seiner Pfeile vorgezeichnet habe, — und dann die Augen erst, jene Augen, deren dunkle Sterne eine tiefe und grünliche Färbung hatten, wie der Ocean.

Nichts konnte beweglicher sein, nichts endloser wechseln, nichts in höherem Grade bezaubern, als der Blick dieser lichtvollen und sanften Augen, deren Ausdruck sich von Augenblick zu Augenblick änderte, je nachdem die Gedanken des jungen Mädchens wechselten.

Bald waren ihre Augen ruhig und stolz, indem eine hoheitsvolle Nachlässigkeit und aristokratische Verachtung aus ihnen leuchtete, bald funkelten sie vor Bosheit und Geist, bald waren sie spottvoll, wie ein lebendiges Epigramm, bald verschleierten sie sich hinter einem Schmachten der Liebe und schienen unter den halb gesenkten langen Wimpern hervor einen Blick in die endlosen Weiten des Himmels der Wollust zu werfen.

Eine kleine, kokette, niedliche Nase mit rosigen und beweglichen Flügeln, eine Nase, wie sie Watteau für seine Göttinnen der Oper schuf, erhob sich über einem Munde, der geistreich und in steter Bewegung war, wie die Augen, und dessen Lippen nur

mit Widerstreben die blendend weißen Zähne zu verbergen schienen.

Das Kinn war von außerordentlicher Feinheit und wunderschöner Form, dabei gleich den Wangen von blasser Rosenfarbe und jungfräulicher Reinheit.

Dazu denke man sich Haare von heller Kastanienfarbe mit einem blonden Widerschein, seidene, dichte, lange Haare, die fähig waren, alle Männer vernarrt von Liebe, alle Frauen toll vor Neid zu machen, Haare, die den Blicken, wie den Lippen gleich weich erschienen. Diese Haare krönten das anbetungswürdige Köpfchen und bildeten ein natürliches Diadem für dasselbe, ein königliches Anzeichen der Jugend und Schönheit, welches manche reiche Dame mit Freude gegen alle Diamanten ihrer Spinde eingetauscht haben würde.

Dazu kam noch ein so vollkommener und vollendeter Anstand, daß keine Dame aus den höchsten Kreisen denselben zu übertreffen vermocht hätte. Eine endlose Grazie in jeder Stellung und Haltung, etwas Unnachahmliches und Bezauberndes in den geringsten Bewegungen ließ Anna Dudley schon aus der Ferne erkennen und von allen andern Mädchen unterscheiden.

Sie trug ein stahlgraues Kleid mit Volants.

Ein kleiner indischer Shawl und eine Capote von weißem Krepp vervollständigten ihre Toilette, die, wie man sieht, von größter Einfachheit und ausgesuchtem Geschmack war.

„Das werde ich Ihnen sagen," hatte Miß Anna auf die Frage des Grafen René geantwortet, als er von ihr wissen wollte, worum es sich handelte.

Und sie fuhr fort:

„Sie wissen, daß ich Komödie spiele."

„Ich weiß es und habe Sie bereits gesehen.“

„Ach!“ sagte Miß Anna etwas erstaunt.

„Es ist so, wie ich die Ehre habe, Ihnen zu sagen.“

„Welcher Zufall hat Sie in das Theater von Batignolles geführt?“

„Kein Zufall! Es scheint mir, als könne man schon einige Schritte weiter gehen, um die Jugend, die Schönheit und das Talent in einer Person vereinigt zu sehen. Ich würde, wenn es nöthig gewesen wäre, noch viel weiter gegangen sein, das schwöre ich Ihnen zu.“

„Und in welcher Rolle haben Sie mich gesehen?“

„Als Kanonissin.“

„Und wie fanden Sie mich?“

„Reizend.“

„Ich muß gestehen, daß ich in diesem Punkte gern Lobsprüche höre, aber nur, wenn ich dieselben verdient habe; sprechen Sie also offen mit mir.“

„Nun, es ist die reinste Wahrheit, daß Sie gespielt haben, wie man in der guten Zeit im Gymnase spielte, das heißt mit Anstand, Grazie, Geist, durchaus natürlich und ungekünstelt, und außerdem so reizend, daß Sie allen Zuschauern zehnfach die Köpfe verdrehen mußten. Sie erschienen, wie eine vortreffliche pariser Schauspielerin, welche sich zufällig unter eine wandernde Truppe der Provinz verirrt hat.“

„Dachten Sie das Alles, was Sie da sagen?“ fragte Miß Anna lächelnd.

„Ich übertreibe nicht ein Wort.“

„Dann danke ich Ihnen und wünsche nur noch, daß das pariser Publicum Ihrer Meinung sein möge.“

„Werden Sie auf einem unserer Theater auftreten?"

„Wahrscheinlich."

„Auf welchem?"

„Ich werde mich, wenn ich Sie verlassen habe, zu dem Director der Variétés begeben, der mir ein Engagement angeboten hat."

„Desto besser für uns, wenn Sie dasselbe annehmen."

„Ich danke Ihnen nochmals, vergesse aber bei der Plauderei den Grund, welcher mich zu Ihnen geführt hat."

„Ich sehne mich danach, ihn zu vernehmen."

„Gestern hat sich einer der Maschinisten in Batignolles gefährlich verletzt, indem er in eine Versenkung stürzte. Er ist ein braver Mann, hat drei oder vier kleine Kinder, und ich bin daher auf den Einfall gekommen, eine Vorstellung zu seinem Benefiz zu Stande zu bringen."

„Ein trefflicher Einfall!"

„Sie errathen nun, was ich von Ihnen erwarte?"

„Sie bringen mir Billette, nicht wahr?"

„Ja."

„Ich danke Ihnen, daß Sie an mich gedacht haben."

„Sie verschmähen doch meine Bitte nicht?"

„Nimmermehr."

„Hier ist ein Billet für eine Proscenium-Loge."

Und Miß Anna überreichte dem Grafen René ein Theater-Billet.

Dieser Letztere nahm es, öffnete sein Porte-Monnaie und legte ein Hundert-Franken-Billet in Miß Anna's Hand.

„Mein Schützling dankt Ihnen," sagte das junge Mädchen.

„Wie thöricht ich bin!" rief der Graf aus; „ich habe nicht

einmal daran gedacht, Sie zu fragen, ob Sie bei dieser Vorstellung mitspielen werden?"

„Ohne Zweifel; ich spiele die Pathe."

„O!" sagte René, „dann habe ich mich geirrt!"

Er nahm aus seinem Porte-Monnaie ein zweites Bankbillet, legte es zu dem erstern und sagte:

„So ist Ihr Schützling nicht mir, sondern Ihnen Dank schuldig."

„Der arme Mann wird noch nie in seinem Leben so reich gewesen sein!" sagte das junge Mädchen mit einem anbetungswürdigen Lächeln.

„Und das verdankt er nur Ihnen."

„O! ich werde nur die Pathe seines Glücks sein. Und nun, Herr Graf, auf Wiedersehen!"

„Noch nicht, wenn Sie gütigst erlauben wollen," sagte René, „denn auch ich habe eine Bitte."

„Ich werde, wie Sie, ein Desto besser! sagen" versetzte Anna und ließ sich auf ihren Stuhl wieder nieder.

Das Engagement.

„Sie sind ein gutes und reizendes junges Mädchen," nahm Graf René wieder das Wort, „und werden, wie ich wenigstens hoffe, nicht über mich spotten, während Sie das Geheimniß anhören, das ich Ihnen anvertrauen will."

„Ein Geheimniß!" rief Miß Dudley aus; „das zieht mich schon jetzt an."

„Tochter der Mutter Eva!" sagte der Graf lächelnd.

„Lassen Sie hören, lieber Graf. Schon werfe ich mich in die classische Haltung der Vertrauten in der Tragödie:

„Es lauschet schon erwartungsvoll mein Ohr,
Und harrend blickt mein Aug' zu Dir empor!

So beginnen Sie denn die Beichte."

„Ich bin verliebt."

„Vorausgesetzt, daß Sie nicht in mich verliebt sind, so sehe ich dabei kein großes Unglück."

„Ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll, um Ihnen zu gestehen, daß Sie es in der That nicht sind —"

„Bravo!"

„Ich bin in ein junges Mädchen verliebt, welches — ver-

steht sich: nach Ihnen — das schönste weibliche Wesen in ganz Paris ist."

„Ich lasse dieses Compliment unbeantwortet, da es mehr von Ihrer Schmeichelsucht, als von Ihrer Wahrheitsliebe zeugt, und beeile mich dagegen, Sie nach dem Namen des Weltwunders zu befragen."

„Pfingstrose."

„Ach!"

„Kennen Sie dieselbe nicht?"

„Nein."

„Und Sie haben nie von ihr sprechen gehört?"

„Eben so wenig. Ich frage mich nur, auf welche Art ich Ihrer Liebe förderlich sein kann?"

„Das junge Mädchen, von welchem ich spreche, ist meine Geliebte noch nicht."

„Wirklich nicht?"

„Nein."

„Ihre Schöne ist also wohl grausam?"

„Nein, sondern ich selbst bin tugendhaft."

„Sie versetzen mich in ein gewaltiges Staunen, mein lieber Graf."

„Das glaube ich gern, daß Sie sich über mich wundern, denn ich wundere mich sogar selbst über mich. Indeß will ich Sie mit wenigen Worten vollständig in die Sache einweihen."

„Ich bin gespannt."

René erzählte Miß Dudley das, was Pfingstrose ihm eine Stunde früher erzählt hatte.

„Das arme junge Mädchen!" sagte Miß Anna, als er seine Erzählung beendet hatte.

„Errathen Sie nun, was ich von Ihnen erwarte?“ fragte der Graf.

„Sie wollen mich auffordern, Pfingstrose's Freundin zu werden, nicht wahr?“

„Ja.“

„Nun! mit Freude komme ich Ihnen entgegen.“

„Sie willigen also ein —“

„Pfingstrose unter meinen ausschließlichen Schutz zu nehmen? Ja, von ganzem Herzen bin ich dazu bereit.“

„Wann erlauben Sie, daß ich Ihnen Pfingstrose vorstelle?“

„Wann Sie wollen.“

„Dann werde ich es sogleich thun.“

„Pfingstrose ist also hier?“

„Allerdings.“

„So führen Sie mich denn, und zwar je eher, um desto lieber, zu meiner künftigen Freundin, mein lieber Graf.“

„Ich mache Sie jedoch darauf aufmerksam, daß die Toilette des armen Kindes eine mehr als bescheidene ist.“

„Was schadet das? Ist sie in einem wollenen oder baumwollenen Kleide schön, so wird sie in Sammet und Seide anbetungswürdig sein.“

„Sie mögen selbst urtheilen. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meinen Arm biete, um Sie in den Salon zu führen.“

Der Graf Réné stellte die beiden jungen Mädchen einander vor.

Miß Anna war von Pfingstroses wundersamer Schönheit überrascht.

Aber sie war selbst zu reizend, als daß sie auch nur einen Augenblick hätte eifersüchtig sein sollen.

Sie kam Pfingstrose mit jener ungemeinen Anmuth, mit jenem liebkosenden Wohlwollen entgegen, welches sie denen gegenüber, die ihr gefielen, zu entfalten wußte

Denn so stolz und hochfahrend auch Miß Anna bei gewissen Gelegenheiten war, so unwiderstehliche Anziehungskraft besaß sie auch wieder, sobald sie es wollte.

Pfingstrose war von Miß Dudley bezaubert, und es kam ihr vor, als habe sie nur eine alte Freundin wiedergefunden.

Anna aber erkannte sogleich, daß Pfingstrose in sehr kurzer Zeit eine der anmuthigsten und elegantesten Damen in Paris werden würde.

Nach einer Unterhaltung von zehn Minuten umarmte Miß Dudley ihre neue Freundin, reichte dem Grafen die Hand und begab sich dann nach dem Verwaltungs-Bureau der Variétés, um wegen ihres Engagements zu unterhandeln.

Als Anna in der Passage des Panoramas angekommen war, trat sie entschlossen in den Gang, durch welchen sich die Schauspieler der Variétés nach ihrem Theater zu begeben pflegen.

Der ehrbare Thürschließer des Theaters sah, daß sie ein schönes Mädchen sei, und ließ sie daher ohne Schwierigkeit durchgehen.

Anna gelangte in den langen Corridor, welcher zwischen dem Foyer der Künstler und der Bühne hindurchgeht.

Als sie diesen Gang betrat, begegnete ihr Jemand, und sie fragte nach dem Director.

„Gehen Sie dort, am Ende des Ganges, die fünf oder

sechs Stufen hinan; die halb geöffnete Thür, welche sie sehen, führt in das Kabinet des Directors," wurde ihr geantwortet.

Anna ging weiter.

In dem Augenblick, als sie die kleine Treppe erreichte, wurde sie von dem Director erblickt. Dieser eilte ihr entgegen.

„Wünschen Sie mit mir zu sprechen, meine Dame?" fragte er.

„Ja, mein Herr."

„In meinem Kabinet sind zu viele Leute; bitte, treten Sie hier ein."

Und er zeigte ihr zur Rechten die Thür, welche in das Kabinet des ersten Secretairs führt."

Anna trat ein.

„Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Sie werden mich bereits dem Namen nach kennen, ich bin Miß Dudley," antwortete das junge Mädchen.

„Sie wünschen auf einer der pariser Bühnen aufzutreten," sagte der Director, „und haben die Güte gehabt, der meinigen den Vorzug zu ertheilen. Ich darf Sie wohl nicht erst versichern, daß wir Sie mit größter Freude aufnehmen werden. Sie besitzen Talent, wie man mir gesagt hat, aber in jedem Fall würden schon Ihre Jugend und Ihre Schönheit etwaige Mängel der künstlerischen Ausbildung verdecken."

„Sie sind also geneigt, mich zu engagiren."

„Lieber zwei Mal, als ein Mal."

„Ich gehe nicht, wie viele Mädchen in unsern Tagen, aus dem Grunde zu dem Theater über, um dieses als Piedestal für Triumphe in der Liebe zu benutzen. Ich liebe die Schauspieler-Kunst und will mich derselben ernstlich widmen. Sind Sie bereit, mir recht oft Arbeit zu geben?"

„Sie werden begreifen," antwortete der Director, „daß es in dem eigenen Interesse liegt, eine edle Perle nicht im Schrein zu verschließen, sondern sie schön zu fassen und möglichst oft der Welt zu zeigen."

„Ich werde also recht oft auftreten?"

„Alle Tage, wenn Sie wollen."

„Und hübsche Rollen bekommen?"

„Die besten des Repertoriums; ich werde nächstens ein vortreffliches Stück einüben lassen, in welchem eine ganz für Sie geschriebene Rolle zu besetzen ist."

„Und wie heißt dieses Stück?"

„Die Töchter des Himmels."

„Wohl ein Feenspiel?"

„Beinahe."

„Und ich werde in diesem Stück auftreten?"

„Sie werden die Rolle der Heldin des Stückes, des anmuthigsten und reizendsten Wesens, das man sich denken kann, übernehmen."

„Ist auch das Costume hübsch?"

„Allerdings," antwortete der Director lächelnd; „übrigens werden Sie sich in dieser Beziehung mit den Verfassern verständigen."

„Wie viel Gehalt werden Sie mir zahlen?"

Der Director zog die Brauen zusammen.

„Unsere Finanzen sind in schlechten Verhältnissen," sagte er.

„Sprechen Sie frei heraus."

„Wir haben viele und drückende Verpflichtungen, — die Einnahmen lassen mit jedem Jahre mehr nach — In der Regel machen die Damen, welche auf unserer Bühne auftreten, gar

keine Ansprüche, die meisten kosten uns so gut, wie gar nichts — mehre zahlen uns noch Geld, um spielen zu können —"

„Es ist mir durchaus gleichgiltig, was Andere thun oder nicht thun. Ich werde auch durchaus keine großen Anforderungen machen, muß aber dennoch auf einem gewissen Gehalt bestehen."

„Sie thun damit Unrecht."

„Das mag sein."

„Nun, ich biete Ihnen —"

„Wie viel bieten Sie mir?"

„Ich werde eine Thorheit begehen, — allein es mag darum sein, denn es ist mir zu viel daran gelegen, Sie zu engagiren — ich gebe Ihnen zwölfhundert Franken."

„Das ist sehr wenig."

„Sagen Sie lieber, daß es eine ungeheuere, eine unerhörte, eine unbegreifliche Summe ist!"

„Doch nur für das erste Jahr?"

„Allerdings."

„Gut! ich willige ein."

„Wir werden sogleich einen Vertrag auf ein Jahr aufsetzen, nicht wahr?"

„Wie Sie wollen."

Der Director rief seinen ersten Secretair, welcher in dem Kabinet der Administration war.

„Setze einen Vertrag für ein Jahr auf," sagte er zu ihm. „Zwölfhundert Franken Gehalt."

„Gehe einmal hinauf," antwortete der Secretair. „Herr von Cherlieu ist oben und wünscht mit Dir zu sprechen."

„Herr von Cherlieu!" sagte der Director, indem er sich

an Anna wandte; „er ist einer von den Verfassern der Töchter des Himmels, des Stücks, über welches ich mit Ihnen sprach. — In einem Augenblick werde ich wieder bei Ihnen sein, und man wird indeß Ihren Vertrag aufsetzen."

Und er ging.

Ein Schriftsteller.

Henri von Cherlieu, welcher den Director der Variétés in dem Directions-Bureau erwartete, war ein junger Mann von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren, groß, schlank, braun, mit rabenschwarzen Haaren und einem ausdrucksvollen Gesicht, das indeß durch Abmattungen verschiedener Art blaß geworden war.

„So sieht man Sie endlich einmal?“ wandte sich der Director an ihn. „Meiner Seel'! das freut mich.“

„Das freut Sie? warum?“ fragte der junge Mann. „Bedürfen Sie meiner etwa?“

„Die Schriftsteller sind doch wunderliche Menschen!“ rief der Director aus. „Wenn man eine Idee von ihnen angenommen und ein Stück von ihnen bestellt hat, so scheinen sie den Weg nach dem Theater zu vergessen, und man hört gar nicht mehr von ihnen sprechen!“

„Sie sehen, daß man wohl von mir sprechen hört, da ich selbst hier bin.“

„Und das Stück?“

„Es schreitet rüstig vorwärts.“

„Wie! Sie sind noch nicht fertig?“

„Noch nicht, aber in drei oder vier Tagen werden wir fertig sein."

„Das haben Sie mir mindestens fünf oder sechs Mal bereits gesagt."

„Das ist möglich, aber heute spreche ich die wahrhafteste Wahrheit."

„Was haben Sie denn indeß gethan?"

„Etwas Anderes geschrieben."

„Für ein anderes Theater?"

„Ja."

„Schönen Dank! Sie arbeiten also für alle Welt, nur nicht für mich, der ich auf Ihre Arbeiten warte!"

„Dafür sind Sie auch ein ausgezeichneter Director und bringen die Stücke auf die Bühne, sobald Sie dieselben bekommen haben."

„Ich werde auch dieses Mal keine Minute verlieren, denn ich bin sogar eben dabei, ein Engagement nur für Ihr Stück abzuschließen."

„Ach!"

„Ja, ein reizendes junges Mädchen, welches die Unschuldige in den Töchtern des Himmels spielen wird."

„Wo hat dieses junge Mädchen bereits gespielt?"

„In einer Vorstadt. Wollen Sie dasselbe sehen? Es ist unten in dem Secretairiat."

„Und es ist hübsch?"

„Reizend!"

„Dann muß ich es sehen. Kommen Sie!"

In dem Augenblick, als der Director und Herr von Cher-

lieu eintraten, las Anna den Vertrag durch, welchen der Secretair der Administration aufgesetzt hatte.

Sie wandte sich halb nach dem Eintretenden um.

„Wie finden Sie dieses Fräulein?" fragte der Director den Schriftsteller.

„Sie ist ganz für die Rolle geschaffen," antwortete Henri halblaut.

Anna blickte den jungen Mann von der Seite an, während derselbe sprach.

„Ei!" dachte sie, „so ein Schriftsteller ist doch nicht so häßlich, wie ich dachte."

„Ich stelle Ihnen Herrn von Cherlieu vor, mein Fräulein, in dessen Stücke sie wahrscheinlich zum ersten Male auftreten werden," sagte der Director zu Anna.

Das junge Mädchen und der Schriftsteller verneigten sich gegen einander

„Nun, mein Kind," fuhr der Director fort, indem er mit dem Finger auf den Vertrag zeigte, „unterzeichnen Sie schnell, damit die Sache eine abgemachte sei."

„Warum haben Sie eine Strafe von zwölfhundert Franken für den Fall eines Contract-Bruches angesetzt?" fragte Miß Anna.

„Ach! die schönen Damen gleichen den Schwalben, sie lieben die Reisen, und die Conventional-Strafe ist daher ein Käfig, in welchen wir sie einschließen," antwortete der Director lachend

„Ich habe jedoch keine Lust, fortzulaufen," erwiederte Miß Dudley.

„Dann kann auch die Strafe nichts Schreckendes für Sie haben."

„Sie haben Recht."

Und sie unterzeichnete.

„Da Sie nun meine Pensionairin sind, so empfehle ich mich Ihnen einstweilen, denn ich habe oben zu thun. Ich werde Ihnen in der Kürze unsere Theatergesetze zustellen."

Miß Anna und Henri von Cherlieu blieben allein.

„Es ist also wirklich eine hübsche Rolle?" fragte Miß Anna den jungen Mann.

„Sehr hübsch."

„Wie heißt die Person?"

„Stella."

„Ist Gesang dabei?"

„Viel."

„Und das Costume?"

„Das eines bretonischen Bauermädchens. Sie mögen indeß Ihre Phantasie benutzen, um das Costume so reizend wie möglich zu machen."

„Sie werden mir mit Ihrem Rathe beistehen, nicht wahr?"

„Gern, obgleich ich überzeugt bin, daß Sie desselben nicht bedürfen."

„Es wäre mir lieb gewesen, wenn Sie mich hätten spielen gesehen, bevor Ihr Stück zur Aufführung kommt."

„Wie ist das möglich?"

„Das ist sehr leicht: ich spiele fast alle Abende in Batignolles."

„Ich werde Sie dort sehen.“

„Ich wünsche außerdem, daß Sie mich in einer Rolle sähen, welche ich ungemein liebe.“

„Und welche ist das?“

„Ich wünsche, daß Sie mich als Kanonissin sehen.“

„Wann werden Sie in dieser Rolle auftreten?“

„Ich weiß nicht. Ich werde den Director erst bitten, das Stück zur Aufführung zu bringen. Wahrscheinlich wird es gegen Ende dieser Woche geschehen.“

„Auf welche Weise werde ich es erfahren?“

„Ich werde Sie durch einen kleinen Brief benachrichtigen.“

„Hier ist meine Adresse.“

Henri übergab der Miß Anna seine Karte.

„Sie werden also kommen, nicht wahr?“ fragte das junge Mädchen.

„Verlassen Sie sich darauf.“

„Denn sehen Sie, das Stück muß neu eingelernt werden, und es wäre doch schrecklich, wenn so viele Mühe vergebens aufgewendet würde.“

„Rechnen Sie auf mich! Nichts wird mich von der Erfüllung meines Versprechens abhalten und ich werde mich einstellen, sobald ich von ihnen Nachricht erhalten habe.“

„Auf Wiedersehen, mein Herr!“

Anna verließ das Kabinet.

„Und Sie geben mir nicht einmal die Hand?“ fragte Henri.

„O! gewiß!“ versetzte sie.

Und sie kehrte zurück und reichte ihm die Hand.

Dann trennten sich die jungen Leute, denn Miß Dudley wandte sich links, um zu ihrem Wagen zurückzukehren, und Henri begab sich wieder zu dem Director.

„Ja, gewiß," dachte Miß Anna zum zweiten Male, „die Schriftsteller sind doch nicht so häßlich, wie ich mir vorstellte."

Der Tapezierer des Grafen René war pünktlich.

Am folgenden Tage verließen die Arbeiter zu der bestimmten Stunde die Wohnung in der Straße Castellane.

Teppich, Meubles und Vorhänge, Alles war bereit, Alles an seinem Platze, und das junge Mädchen durfte nur kommen, um von seiner Wohuung Besitz zu nehmen.

Auch die Schneiderin und die Putzmacherin waren nicht müßig geblieben, und vier und zwanzig Stunden hatten hingereicht, um eine fast vollständige Garderobe für Pfingstrose zu schaffen.

Der Graf René trat in das Zimmer seiner Wohnung, welches als Schlafzimmer für Pfingstrose gedient hatte.

„Wenn Sie nun bereit sind, mein Kind," sagte er zu ihr, „so wollen wir mit einander ausfahren."

„Wohin?" fragte Pfingstrose.

„Zu der jungen Dame, welche ich Ihnen gestern vorstellte; sie gefiel Ihnen, nicht wahr?"

„Sehr."

„Desto besser; denn ich zweifle nicht, daß Sie ihr ebenfalls

gefallen. Legen Sie den Shawl um, setzen Sie den Hut auf und kommen Sie."

Pfingstrose und der Graf stiegen in die Kutsche.

„Straße Castellane," sagte der Graf zu dem Kutscher.

In fünf Minuten hatten sie das Ziel erreicht.

Die Thür der Wohnung wurde ihnen von einer Kammerjungfer geöffnet, an welche der Graf jedoch keine Frage richtete.

Der Graf blickte nach seiner Uhr.

„Wir sind eine Stunde früher gekommen, als bestimmt war," sagte er; „Miß Dudley wird erst in einigen Minuten nach Hause kommen, und ich werde Ihnen einstweilen ihre Wohnung zeigen."

Wir müssen darauf verzichten, Pfingstrose's Staunen zu beschreiben, als sie die Wunder des Salons, des Schlafzimmers und des Boudoirs erblickte.

Die Hôtels garnis des lateinischen Viertels hatten ihr nicht erlaubt zu ahnen, daß irgend wo eine solche Pracht vorkommen könne.

„Wie schön das ist! wie schön das ist!" rief sie bei jedem Schritte aus.

„Finden Sie das?" fragte Réné lächelnd.

Und das junge Mädchen wurde nicht müde, Ausrufungen der Bewunderung laut werden zu lassen.

„Sie würden also mit einer solchen Wohnung zufrieden sein?"

„Wer sollte mit einer solchen Pracht nicht zufrieden sein?" rief Pfingstrose aus; „können die Meubles der Königin schöner sein, als diese hier?"

„Ich muß gestehen," sagte René, „daß Sie mich durch das, was Sie mir da sagen, in Entzücken versetzen."

„Inwiefern?" fragte das junge Mädchen.

„Weil Sie sich hier in Ihrer eignen Wohnung befinden, mein Kind," antwortete der Graf.

Die Kanonissin.

Henri von Cherlieu erhielt drei oder vier Tage nach seiner Unterredung mit Anna Dudley ein Briefchen von dem jungen Mädchen.

Dieses Briefchen war folgenden Inhalts:

„Mittwoch Morgens.

„Mein Herr,

„Ich benachrichtige Sie, daß ich Morgen, Donnerstags, in der Rolle der Kanonissin auftreten werde. Anfang um sieben Uhr.

„Meine Mittheilung ist etwas verspätet, weil die Person, welche die Rolle meiner Tante Heloise spielt, bedeutend erkrankt war und ich daher nicht wußte, ob die Kanonissin so bald würde gegeben werden können.

„Verfehlen Sie nicht, zu kommen, ich bitte Sie nochmals darum; denn nachdem es mir so viel Mühe gekostet hat, die Aufführung des Stückes zu erlangen, wünsche ich recht lebhaft, daß ich mir diese Mühe nicht umsonst gegeben haben möge.

„Sonnabends um ein Uhr werde ich im Directions-Bu-

reau der Variétés sein, um von Ihnen zu hören, wie Sie mich gefunden haben.

„Ihre Dienerin

Anna Dudley."

„Nr. 30. Straße St. Georges."

Dieser Brief, so kurz und einfach er war, brachte dennoch eine ganz besondere Wirkung auf Henri hervor.

Seit dem Tage, an welchem er das junge Mädchen gesehen, hatte er nicht ein einziges Mal wieder an dasselbe gedacht.

Ihr Name war ihm nicht in das Gedächtniß zurückgekehrt.

Das Bild ihrer reizenden Schönheit war aus seinem Gedächtniß verschwunden, welches den Eindruck derselben so wenig festgehalten hatte, wie der Spiegel das Bild festhält, das er zurückstrahlt.

Diese kleine weibliche Handschrift, diese zarten und niedlichen Züge, welche mit leichter Hand auf das glatte Papier geworfen waren, kamen ihm gleich der Erinnerung an einen Traum vor.

Miß Anna erschien ihm mit ihren achtzehn Jahren, ihrer seltenen Anmuth, ihren siegenden Reizen und bemächtigte sich seines Geistes so vollkommen, daß er nur noch an sie dachte.

Der Tag kam ihm nun unendlich lang vor.

Am folgenden Tage hätte er schon früh Morgens nach Batignolles eilen mögen.

Dennoch mußte er diese Ungeduld beherrschen. Doch vermochte Henri nicht, irgend eine Arbeit vorzunehmen, und vergebens lag vor ihm das noch immer unvollendete Manuscript

eines großen Schauspiels, auf welches der Director der Variétés mit Sehnsucht und Ungeduld wartete.

Endlich ward es Abend.

Schon vor sieben Uhr hatte Henri einen Platz in dem Orchester des Theaters von Batignolles eingenommen.

Der arme Mann sollte noch eine schwere Geduldprobe bestehen.

Miß Anna, welche mit Unrecht an der Pünktlichkeit des jungen Mannes zweifelte, hatte ihm in ihrem Briefe angegeben, daß die Vorstellung um sieben Uhr beginne, während in der Wirklichkeit erst um acht Uhr der Anfang der Vorstellung war.

Henri mußte zunächst ein schülerhaftes Vaudeville genießen, welches sein Entstehen der Schriftstellergluth eines Schauspielers von Batignolles verdankte, der natürlich die Hauptrolle in seinem Stücke spielte.

Auf dieses Vaudeville folgte ein endloser Zwischenact, und dann erst empfand der Himmel Mitleid mit unserm Helden: die vier oder fünf Instrumentisten des Orchesters führten eine Ouverture aus, und der Vorhang erhob sich.

Die Vorstellung der Kanonissin begann.

Die Wahrheit zu sagen, so hörte Henri nicht ein Wort des Dialoges, nicht eine Note des Gesanges bis zu dem Augenblick, wo Miß Anna auftrat.

Als diese letztere auf der Bühne erschien, hörte Henri's Herz auf zu schlagen.

Daß junge Mädchen war reizend.

Die Optik des Theaters schadete ihren Zügen, obschon dieselben so zart und fein waren, nicht im Mindesten.

Ihr weißes Kleid und ihre kleine Schürze von hellblauer Seide standen ihr zum Entzücken und verliehen ihrer beweglichen und geistreichen Physiognomie einen Ausdruck von Offenherzigkeit und kindlicher Unschuld.

Die dichten Locken ihrer prachtvollen kastanienbraunen Haare begränzten ihre reine Stirn und krönten auf die anmuthigste Weise ihr rosiges und frisches Antlitz.

Sie spielte, wie ein Engel, und wurde zu wiederholten Malen von allen Zuschauern beklatscht.

In dem Augenblick, als der Vorhang fallen sollte und das junge Mädchen sich halb verneigte, um, wie es Gebrauch ist, ihre Achtung gegen das Publicum, diesen Herrn und Meister aller Theater zu bezeugen, erhob sich Henri in seiner Loge und begrüßte, während er mit den Händen klatschte, Miß Dudley mit einer Verbeugung.

Das junge Mädchen blickte nicht nach ihm, und dennoch begriff Henri auf das vortrefflichste, daß er von ihr gesehen sei.

Er verließ das Schauspielhaus, während sein Herz von freudiger Aufregung und unbestimmter Hoffnung erfüllt war.

Am folgenden Tage, um halb fünf Uhr, trat Herr von Cherlieu in ein sehr schönes Haus der Straße St. Georges und fragte die Pförtnerinn:

„Miß Anna Dudley?"

„Ist zu Hause, mein Herr."

„In welchem Stock?"

„Im zweiten."

Henri eilte die Treppen hinan und klingelte

Die Thür wurde ihm von einer pausbäckigen Bonne mit lächelndem Antlitz und von etwas mehr als naivem Aussehen geöffnet.

Ehe er aber noch dieselbe fragen konnte, ob er vor ihrer Herrin erscheinen dürfe, trat ein noch sehr junges Mädchen rasch in das Vorzimmer.

Dieses junge Mädchen, welches kaum sechszehn Jahre zählen mochte, war mehr klein, als groß, sehr hübsch, sehr anmuthig, frisch wie eine halb aufgeblühte Rose, hatte schöne braune Haare, schöne Augen von etwas dunkelm Blau, die lebhaft strahlten, aber auch oft schmollten, und Zähne, die weißer als Perlen zwischen den feuchten korallenrothen Lippen hervorschauten.

Es war die Schwester der Miß Anna.

„Was wollen Sie, mein Herr?" fragte sie Henri.

„Ist Miß Dudley zu Hause?" fragte der junge Mann.

„Ja, mein Herr."

„Wollen Sie ihr gütigst sagen, daß Henri von Cherlieu um die Erlaubniß bittet, ihr seine Aufwartung zu machen?"

„Treten Sie in den Salon, mein Herr, und warten Sie einen Augenblick, ich werde meine Schwester sogleich benachrichtigen."

Henri hatte kaum Zeit gehabt, die Meubles und Gemälde des Zimmers zu betrachten, in welchem er sich befand, als Anna bereits erschien.

Das junge Mädchen reichte ihm die Hand.

„Ich danke Ihnen für Ihren Besuch," sagte sie.

„Sie wissen, daß ich in Batignolles war, um Sie zu hören?"

„Ja."

„Sie haben mich gesehen?"

„Ja."

„Und Sie fragen mich nicht einmal, wie ich Sie gefunden habe?"

„Nun, es scheint mir, als hätten Sie Ihren Beifall ein Wenig bereits im Theater zu erkennen gegeben."

„Sagen Sie nicht ein Wenig, sondern bedeutend."

„Entsprang Ihr Beifall aus einfacher Höflichkeit?"

„Sie wissen, daß er ein aufrichtiger war."

„Also habe ich Ihnen nicht mißfallen?"

„O! mein Fräulein!!!"

„In der That bin ich eine Närrin, daß ich eine solche Frage an Sie richte. Sie würden nicht zu mir kommen, wenn Sie mir unangenehme Dinge zu sagen hätten!"

„Wie fanden Sie das Spiel der übrigen Schauspieler?"

„Ich weiß nicht!"

„Wie! Sie wissen das nicht?"

„Nein, ich habe sie nicht gesehen."

„Wo hatten Sie denn Ihre Augen?"

„Ich hatte dieselben nur für Sie."

„Wenn ich aber nicht auf der Bühne war?"

„Dann schloß ich meine Augen, um Sie noch in der Erinnerung zu sehen."

„Bin ich auf der Bühne hübscher, als in der Stube?"

„Eben so schön, aber nicht schöner, denn das würde unmöglich sein."

„Ist Ihr Stück nun fertig?"

„Noch nicht."

„Warum nicht?"

„Weil ich nicht gearbeitet habe."

„Das ist ein Grund."

„Ein triftiger, nicht wahr?"

„Nein, ein sehr schlechter! — Und warum haben Sie nicht gearbeitet?"

„Weil ich nur an Sie dachte."

„An mich! und warum dachten Sie an mich?"

„Weil ich Sie liebe."

„Sie lieben mich! — Als ein Freund, versteht sich."

„Ja, als ein Freund."

„Nun, daran thun Sie recht, denn ich liebe Sie auch."

„Wirklich?"

„Ganz gewiß"

„Sie haben mir gleich von vorn herein gefallen. Denken Sie sich, daß ich mir eine drollige Idee von den Schriftstellern gemacht hatte. Ich dachte mir, daß sie sämmtlich sehr alte und sehr häßliche Männer wär n, verschabte schwarze Röcke, grüne Brillen und unsaubere weiße Halsbinden trügen, dabei aber unfehlbar ein dickes Packet Manuscripte unter dem Arme haben müßten."

„Und Sie haben gefunden, daß ich diesem wenig schmeichelhaften Bilde nicht gleiche?" fragte Henri lachend.

„Offen gestanden, fand ich einen bedeutenden Unterschied," antwortete das junge Mädchen ebenfalls lachend.

„Sie werden mir demnach erlauben, daß ich Sie öfter besuche?"

„Ja."

„Recht oft?"

„So oft Sie wollen.“

„Alle Tage also.“

„Alle Tage.“

„Und ich werde Sie nicht langweilen?“

„Sie müssen errathen, daß Sie mich nicht langweilen werden.“

„Und ich werde Sie auch nicht stören?“

„Nie.“

„Welche Stunde ist Ihnen die gelegenste?“

„Alle, vom Morgen bis zum Abend.“

„Vom Morgen bis zum Abend,“ dachte Henri, „nur vom Morgen bis zum Abend! Das ist sehr wenig!!“

Dann fuhr er mit lauter Stimme fort:

„Nun bitte ich Sie noch um eine Gefälligkeit.“

„Um welche?“

„Sie müssen mir versprechen, daß Sie mich in jeder Hinsicht wie einen alten Freund behandeln wollen.“

„Ich verspreche Ihnen das.“

„Sie werden also zu mir sagen: „Gehen Sie!“ sobald Sie irgend andere Geschäfte haben oder Ihnen scheint, daß mein Besuch lange genug gedauert habe.“

„Auch das werde ich thun.“

„Erst unter diesen Bedingungen fühle ich mich vollkommen heimisch bei Ihnen. Unser Vertrag ist also mit beiderseitiger Genehmigung unterzeichnet.“

„In bester Form Rechtens, und ich handle auch sofort demselben gemäß.“

„Sie verabschieden mich.“

„Ja. Ich spiele heute Abend, habe noch nicht zu Mittag gespeist, und die Zeit drängt."

„Dann auf Wiedersehen!"

„Wann?"

„Morgen, nicht wahr?"

„Werden Sie sich auch an Ihr Versprechen erinnern?"

„Können Sie zweifeln?"

„Nein, ich zweifle nicht. Kommen Sie recht früh."

„Ich danke Ihnen für diese Erlaubniß."

Die beiden jungen Leute hatten sich erhoben.

Miß Dudley reichte Henri die Hand.

Henri drückte die ihm gebotene Hand in der seinigen.

Und da jetzt das junge Mädchen ganz nahe neben ihm stand und eine Bewegung machte, um die Thür des Salons zu öffnen, so neigte er sich gegen dasselbe und drückte schüchtern seine Lippen auf die schöne Stirn desselben.

Anna mußte unwillkürlich lächeln."

„Auf Morgen!" wiederholte sie.

Eine Liebesgeschichte.

Beglückt durch die Erlaubniß, früh zu kommen, erschien Henri am folgenden Tage bereits kurz nach zwölf Uhr in der Wohnung des jungen Mädchens.

Anna schlief noch.

Sie ließ indeß nicht auf sich warten, und erschien bereits nach wenigen Minuten bei Henri in dem Salon.

Miß Dudley hatte sich nur so viel Zeit genommen, ein Kleid anzuziehen, und ihre Haare waren in Unordnung.

Wie viele junge Mädchen hätten sich nicht vor den Verräthereien einer solchen Toilette fürchten müssen!

Anna erschien durch dieselbe nur noch reizender.

Der nachgiebige Stoff ihres Kleides verrieth die zarten Umrisse ihrer Taille.

Man konnte die wundervolle Weichheit ihrer halb aufgelösten Haare errathen.

„Schon!" sagte sie beim Eintreten.

„Ist das ein Vorwurf?" fragte Henri.

„Sehe ich etwa erzürnt aus?" fragte sie lächelnd.

„Nein; aber ich bin zu frühe gekommen, nicht wahr?"

„Vielleicht."

„Ach!" seufzte der junge Mann und begann traurig zu werden.

„Ja, es hängt das von Ihnen ab. Wenn Sie morgen später kämen oder in einigen Tagen das Kommen ganz vergäßen, so würde es mich mit Schmerz erfüllen, eine süße Gewohnheit aufgeben zu müssen Denn ich fühle, daß es mir sehr bald zur Gewohnheit werden wird, Sie bei mir zu sehen."

Henri's Aufregung war so groß, daß er nicht zu antworten vermochte.

Er setzte sich neben Anna.

Er ergriff ihre Hand, welche das junge Mädchen ohne Widerstand in der seinigen ließ, und berauschte sich für einige Minuten durch die Berührung dieser warmen und weißen Hand.

Ohne Zweifel fühlte sich Anna ebenfalls aufgeregt, denn sie entzog ihm ihre Hand unter dem Vorwande, ihre Haare zu ordnen, welche unter der weißen Nachthaube zu keck hervorschauten.

„Warum sprechen Sie nicht mit mir?" fragte sie.

„Weil ich denke," antwortete Henri.

Anna fragte den jungen Mann nicht, woran er denke.

Vielleicht errieth sie seine Gedanken.

Henri hörte auf das Pochen seines Herzens, das einen Hymnus der Jugend und der Liebe sang.

Er verglich die lebhaften und frischen Gefühle, welche in ihm erwachten, mit jener Art von Ermüdung und Widerwillen,

die seit langer Zeit seine dem Zufall entsprungenen Liebschaften und seine nur wenige Tage dauernden Neigungen begleiteten.

Er fühlte sich neu aufleben bei der Berührung mit diesem anbetungswürdigen Kinde, mit diesem reinen und fleckenlosen Diamant, den er endlich antraf, nachdem er so viele abgeschliffene, strahlende, aber werthlose Kiesel kennen gelernt hatte.

Bis zu diesem Tage hatte Henri, wenn auch nicht sein Herz, so doch sein Schmachten dem Zufall hingeworfen.

Nur selten war sein Abgott von heute auch noch am folgenden Tage von ihm angebetet

Dieses Mal hatte sich Alles geändert.

Henri täuschte sich nicht über das, was in ihm vorging.

Es war das süße Vorspiel einer tiefen und unbeschränkten Leidenschaft.

Es war das keine Laune, kein Streben nach Befriedigung, sondern Liebe.

Henri blickte dem jungen Mädchen in die Augen.

Anna wollte ihren Blick abwenden.

Aber es lag in Henri's Blick eine magnetische Kraft, durch welche sie wider ihren Willen gefesselt wurde.

Sie fühlte ihre Augenlider matt werden.

Es schien ihr, als ob Henri's Blick ihr Küsse gäbe und der ihrige dieselben erwiedere.

Ihre Hand, welche immer wärmer und feuchter wurde, legte sich mechanisch wieder in die Hand des jungen Mannes.

Und nun küßten sich die Hände gegenseitig, wie sich vorher die Augen geküßt hatten.

Ein Nerven-Beben, eine elektrische Strömung ging aus Henri's Körper in den der Miß Dudley über.

Die Lippen des jungen Mädchens öffneten sich ein Wenig und ließen den blendenden Schmelz ihrer Zähne sehen.

„Blicken Sie mich nicht auf solche Weise an —" bat sie.

Und da Henri sie noch immer auf gleiche Weise anblickte, so sank ihr zarter Körper zurück, und ihre Schultern lehnten sich an den Rücken des Armstuhles, auf welchem sie saß.

Henri schlang seinen Arm um Anna's Leib.

Er zog sie sanft an sich, so daß der Kopf der Miß Dudley an seiner Brust ruhete.

Und er blieb lange in dieser Lage, indem er den süßen und leichten Duft ihrer Haare einsog, mit seinen Blicken die schönen Züge ihres Angesichts liebkoste, wonnig zusammenbebte, wenn er die Pulsschläge ihres schönen Körpers fühlte und sie auf seinen Armen wiegte, wie man ein schlafendes Kind wiegt.

Kurz darauf kniete er vor Anna nieder.

Er küßte zunächst ihre Hände.

Dann drückte er seine Lippen an die dichten und seidenweichen Locken ihrer Haare, die in reizender Unordnung unter der Nachthaube hervor fielen.

Dann stiegen seine kühner gewordenen Lippen bald tiefer hinab auf die gesenkten Augenlider des jungen Mädchens.

Sie berührten ihre Wangen, deren reizendere Blässe von einer leichten rosigen Färbung überflogen wurden.

Endlich berührten sie die Winkel ihres zitternden Mundes.

Anna schien aus einem Traume zu erwachen.

Sie erhob sich rasch.

Sie schüttelte ihren Kopf, als wollte sie die Wolke der Wollust von sich abschütteln, von der sie sich eingeschlossen fühlte.

Sie setzte sich an das Piano, und während ihre Finger leicht und flüchtig über die wohltönenden Tasten eilten, sagte sie zu Henri:

„Kennen Sie diese Melodie?“

„Ich begann Sie zu lieben, als ich Sie zum ersten Male dieselbe singen hörte,“ antwortete der junge Mann.

Es war eine Melodie aus der Kanonissin.

Henri hatte sich an das Piano gelehnt.

Als Anna ihr Spiel beendet hatte, sprang sie auf, ergriff Henri's Arm, führte ihn vor einen Spiegel und betrachtete sich an seiner Seite.

„Sie sind groß,“ sagte sie.

„Gerade so groß,“ antwortete Henri, „wie ich sein muß, damit Sie sich mit größter Bequemlichkeit auf meinen Arm stützen können.“

„Das ist wahr,“ sagte sie.

Dann fuhr sie lächelnd fort:

„Man sagt, daß das Verhältniß zwischen einem jungen Manne und einem jungen Mädchen das richtige sei, wenn letzteres, sobald es sich ein wenig auf die Zehen erhebt, die Lippen ihres Geliebten mit ihren Lippen erreichen kann.“

„Wollen Sie nicht den Versuch machen?“ fragte Henri.

„Wir wollen sehen,“ sagte Anna.

Sie legte ihre Hände auf Henri's Schultern und näherte ihren Mund demjenigen des jungen Mannes.

„Es würde gehen," sagte sie leise und wollte sich wieder zurückziehen.

Aber Henri ließ ihr keine Zeit dazu.

Er schlang seine Arme um Anna's biegsamen Leib und küßte sie auf feurige oder vielmehr auf glühende Weise.

Anna besaß nicht die Kraft, zu widerstehen.

Sie verlor den Kopf.

Ihre Augen schwammen in einer wollüstigen Flüssigkeit.

Ein azurner Nimbus erschien um ihre Augen.

Und dennoch flehete sie mit einer schwachen, kaum verständlichen Stimme:

„Mein Freund — ich bitte Sie — gehen Sie — verlassen Sie mich."

Henri hörte diese Worte.

Er zog sogleich seine Arme zurück.

„Sie beurlauben mich?" fragte er.

„Ja," stammelte das junge Mädchen. „Ich fühle mich leidend — ich bedarf der Einsamkeit. Gehen Sie — aber kommen Sie bald wieder!"

„Heute noch?"

„Wann Sie wollen — bald — in einer Stunde. — Aber jetzt gehen Sie! — gehen Sie!"

Henri begriff, daß Miß Dudley ihre Aufregung fürchte und sich selbst nicht traue.

Er ging, aber sein Herz stürmte vor Freude und Trunkenheit.

Er war überzeugt, daß er geliebt werde.

Es würde überflüssig sein, die weitern Folgen dieser Scene zu schildern.

Wenige Wochen später hatte sich Miß Anna ganz ihrem Geliebten hingegeben.

Ungewißheit.

Unsere Leser erinnern sich ohne Zweifel an die schreckliche Lage, in welcher wir Mignonne verlassen haben.

Während sie ihre heldenmüthige oder abscheuliche, sicher aber zu entschuldigende That vollbrachte, wurde sie durch eine fieberhafte und krampfhafte Erregung aufrecht erhalten.

Sobald aber ihre Rachethat vollendet war, so schwand auch ihre ganze Kraft.

Ein gewaltiger Schrecken bemächtigte sich ihrer Seele.

Sie wollte entfliehen.

In der That entfloh sie mit aller Schnelligkeit, deren sie fähig war, in der Richtung nach der Meierei ihres Oheims.

Aber kaum hatte sie einige Schritte gethan, als ihre Muskeln erschlafften.

Ihr Lauf wurde wider ihren Willen langsamer.

Ihre Füße strauchelten auf den Steinen des Weges oder verwickelten sich in dem niedrigen Gebüsch.

Ihr Athem stockte.

Ihre Augen wurden von einem Schleier überzogen.

Sie verlor das Bewußtsein und sank zur Erde nieder.

Bis zum Anbruch des Tages erleuchtete der bald abnehmende und schwächer werdende Schein der Feuersbrunst ihren leblosen Körper.

Jene durchdringende Kälte, welche gewöhnlich dem Aufgang der Sonne voranzugehen pflegt, erweckte sie endlich und gab ihr den Gebrauch ihrer Sinne wieder.

Sie schleppte sich bis zu der Meierei, erreichte ihr Zimmer und schlüpfte in ihr Bett, um sich ein Wenig zu erwärmen, denn es schien ihr, als wäre das Blut in ihren Adern erstarrt und ihr Körper in einen Eisblock umgewandelt.

Dieses schmerzhafte Gefühl war übrigens nicht von langer Dauer.

Eine glühende Hitze trat bald an die Stelle der erstarrenden Kälte.

Es war das Fieber, welches sich anmeldete.

Binnen fünf Minuten war alles Blut ihres Herzens nach ihrem Gehirne gestiegen und das junge Mädchen von einem schrecklichen Fieber-Wahnsinn ergriffen.

Wundersame und schreckliche Truggestalten umgaukelten ihr Lager

Es schien ihr, als träte Pierre Nicods halb verbrannter Leichnam vor sie, als nähme er sie in seine verkohlten Arme und trüge sie mit sich in die flammende Gluth.

Sie fühlte, wie die Flamme ihre Kleider verzehrte, wie sie dann langsam an dem Fleische nagte, während ihre Brust durch den mit Funken gemischten Rauch, welchen sie einathmete, erstickt wurde.

Sie wollte entfliehen, aber eine Thür von glühendem Eisen hielt sie zurück und ihre bereits verkohlten Beine weigerten sich, sie länger zu tragen, sondern brachen morsch unter ihr zusammen.

Pierre Nicod umschlang sie mit seinen brennenden Armen und drückte seine schwarz gebrannten Lippen auf ihren Mund.

Das junge Mädchen stieß ein unverständliches Geschrei aus und wand sich auf seinem Bette.

Die Fieberphantasieen nahmen ganz den Charakter und die Heftigkeit des Wahnsinns an.

Endlich wurde ihr Geschrei von den Bewohnern der Meierei gehört; man eilte in ihre Kammer und ließ ihr die möglichste Sorgfalt angedeihen, obgleich es unmöglich war, die Ursachen ihrer Krankheit zu erkennen.

Fast zu derselben Zeit bemerkte man das Unglück, welches sich während der Nacht zugetragen hatte.

Aber da die verzehrende Thätigkeit des Feuers keine Spur von dem Körper Pierre Nicods zurückgelassen hatte, so fiel es keinem Menschen ein, daß der Zwerg in dem alten Taubenhause sein Leben verloren haben könne.

Man wunderte sich über sein plötzliches Verschwinden, und noch bis auf den heutigen Tag hat Niemand zu begreifen vermocht, was aus dem Sohne des Hieronymus Nicod geworden sei.

Um der Wahrheit treu zu bleiben, müssen wir gestehen, daß in der ganzen Gegend Niemand war, der den mißgestalteten und gefährlichen Menschen zurückgewünscht hätte.

Mignonne's Krankheit dauerte lange und war eine sehr gefährliche.

Länger als einen Monat schwebte das junge Mädchen zwischen Leben und Tod.

Indeß gewannen ihre Jugend und kräftige Körperbeschaffenheit die Oberhand und sie betrat den Weg der Genesung.

Nun richteten sich alle Fähigkeiten ihres Geistes auf einen einzigen Punkt. Sie wünschte zu erfahren, ob Charles von Saint-André in der Meierei gewesen wäre, oder ob sich irgend Jemand in seinem Auftrage nach ihrem Befinden erkundigt habe.

Aber der junge Mann war nicht in der Meierei gewesen und hatte auch keine Erkundigungen einziehen lassen.

Das war für Mignonne eine erste und schmerzhafte Enttäuschung, welche fast ihre vollständige Herstellung zu verzögern vermocht hätte.

Aber das brennende Verlangen, zu erfahren, woran sie sich zu halten habe, hielt den Muth des jungen Mädchens aufrecht.

Sie ließ noch einige Tage verstreichen und schlug dann eines Morgens, ohne Jemand etwas zu sagen, den Weg nach dem Dorfe Saint-André ein.

Das arme Kind war noch sehr schwach und der Weg kam ihm ungemein lang vor.

Hundert Mal war sie gezwungen, sich auf einem Steine oder am Fuße eines Baumes niederzusetzen, um den Schweiß zu trocknen, der von ihrer Stirn rann, oder durch einen

Augenblick der Ruhe ihre ermatteten Beine wieder zu kräftigen.

Oft stand sie im Begriff, wieder umzukehren, denn sie fühlte, daß es ihr an Kraft gebreche, um weiter zu gehen.

Dennoch setzte sie ihren Weg fort und erreichte endlich das Ziel ihres Ganges, das heißt: die ersten Häuser des Dorfes Saint-André.

Sie hatte weiter nichts nöthig, als in ein beliebiges Haus zu treten und sich nach Charles zu erkundigen.

Eine Art von Aberglauben hielt sie jedoch davon ab.

Sie wollte nach dem Schlosse gehen.

Die erste Person, welche ihr in dem Schlosse begegnen mußte, konnte nur Charles sein.

Aber in dem Augenblick, als sie durch das Thor treten wollte, wurde sie von einer Furcht ergriffen.

An wen sollte sie sich wenden, wenn Herr Charles ihr nicht entgegen kam, und was mußten die Bedienten denken, wenn sie hörten, daß ein kleines Bauermädchen nach dem einzigen Sohne des Herrn Barons frage.

Mußte man nicht ihre Liebe ahnen und sie unter Spott und Hohngelächter aus dem Schlosse weisen?

Von Unentschlossenheit ergriffen, blieb Mignonne auf der Straße stehen. Sie wußte nicht, was sie thun, wozu sie sich entscheiden sollte.

In diesem Augenblick öffnete sich der Thorweg des Viehhofes, und es erschien ein junger Bursche von vierzehn bis funfzehn Jahren, welcher ein halbes Dutzend Hammel zur Tränke führen wollte.

Mignonne kannte den Burschen, denn er stammte von einem Weiler, der in der Nähe der Meierei von Etioux lag.

„Den sendet mir der liebe Gott!“ dachte Mignonne und rief den jungen Menschen.

Ein Entschluß.

„Kleiner Claude!“ rief sie.

„Hm!“ machte der Knabe und blickte um sich, um zu erfahren, wer ihn gerufen habe.

„Kleiner Claude!“ wiederholte Mignonne.

Der Bursche kam zu ihr

„Schau! Du bist es, Mignonne!“ sagte er.

„Ja,“ antwortete das junge Mädchen.

„Welcher Zufall führt denn Dich hierher?“

„Ach!“ versetzte Mignonne. „Ich ging hier vorüber und blieb nur einen Augenblick stehen, um auszuruhen. Eben wollte ich meinen Weg fortsetzen, als Du aus dem Thore tratest.“

„Kommst Du weit her?“

„Nein, ich komme von Etioux.“

„Und wohin willst Du?“

Mignonne nannte ein benachbartes Dorf.

„Bist Du krank?“ fragte Claude weiter. „Ich finde Dich etwas blaß.“

„Ich bin lange krank gewesen.“

„Was fehlte Dir denn?"

„Ich hatte das Fieber."

„Aber jetzt bist Du wieder hergestellt?"

„Vollkommen."

„Desto besser. — Und wie geht es zu Hause?"

„Gut."

„Sind Alle gesund?"

„Ja."

„Dein Oheim, Deine Muhme und Dein Vetter?"

„Mein Vetter," sagte Mignonne zögernd, „ist nicht mehr bei uns. Man weiß nicht, was aus ihm geworden ist."

„Ist er denn fortgegangen, ohne ein Wort zu sagen?"

„Ja, und seit länger, als einem Monate, hat man keine Silbe von ihm gehört."

„Er wird vielleicht wieder kommen."

„Ich weiß nicht."

„Nun, es ist eben kein großes Unglück, daß Dein Vetter Pierre Nicod sich entfernt hat, denn Du weißt, daß Niemand ihn liebte."

„Es ist wahr," entgegnete das junge Mädchen und schlug die Augen nieder.

„Na, glückliche Reise, Mignonne," fuhr dann Claude fort, „und gute Besserung."

Der Bursche wandte sich, um zu gehen.

Aber Mignonne hatte noch gar nichs erfahren und beeilte sich daher, ihn zurückzuhalten.

„Wie geht es Dir den jetzt, Claude?"

„O!" antwortete der Bursche und warf sich stolz in die

Brust bei dem Bewußtsein seiner hohen Stellung, „ich bin jetzt im Dienste!"

„Im Schlosse?"

„Das wollte ich meinen."

„Du hütest die Hammel?"

„Und auch die Kühe! — Ich helfe auch dem Kutscher beim Putzen der Pferde."

„Das ist also eine schöne Stelle, die Du da hast, Claude?"

„Ach! eine prächtige!"

„Und wie ist Deine Herrschaft?"

„Es gibt keine bessere. Vorzüglich kann man mit dem Herrn Baron zufrieden sein, denn der zankt nie!"

„Auch mit seinem Sohne?" fragte Mignonne furchtsam, denn es war ihr, als müsse Claude den Grund ihrer Frage in ihrem Gesichte lesen

„Du meinst Herrn Charles?"

„Ganz recht."

„O! das ist ein recht artiger junger Herr."

„Ist er auch so gut, wie sein Vater?"

„Gewiß war er das, denn jetzt —"

„Fahre fort!" rief Mignonne bereits erbleichend und zitternd aus; „fahre fort, was willst Du sagen?"

„Ich will nur sagen, daß wir ihn hier nicht wieder sehen werden"

„Warum nicht?"

„Es ist noch nicht lange her, als ein schrecklicher Mordanfall auf Herrn Charles gemacht wurde —"

„Und weiter?"

„Dann lag er lange so schwer nieder, daß man keine Hoffnung auf seine Herstellung mehr hatte.“

„Aber er ist doch wieder hergestellt?“

„Allerdings.“

„Nun?“

„Nun, der Herr Baron und die Frau Baronin befürchteten jedenfalls, daß man ihren Sohn doch noch einmal ermorden würde, und haben daher beschlossen, ihn nach Paris zu senden.“

„Nach Paris!“ wiederholte Mignonne erschreckt.

„Ja. Und das soll eine schöne Stadt sein.“

„So wird er also wohl bald abreisen?“ fuhr Mignonne fort.

„Ach nein!“ entgegnete Claude lachend.

„Nein?“

„Verdammt! er wird gewiß nicht erst abreisen, da er bereits abgereist ist.“

„Abgereist!“ rief Mignonne aus.

„Ja, und schon seit länger, als vierzehn Tagen.“

Es schien Mignonne, als würde ihr Herz mit Messern zerfleischt.

Sie lehnte sich gegen eine Wand, um nicht umzusinken.

Ihre Kehle wurde von einem Krampfe zusammengeschnürt.

Allein sie beherrschte sich.

Sie sagte nur:

„Ist das Alles wahr, was Du mir da sagst, Claude?“

„So wahr, wie das Evangelium,“ antwortete der Bursche.

„Dann habe Dank, mein Junge. Leb wohl.“

„Lebe wohl, Mignonne, und bestelle zu Hause viele Grüße von mir.“

Der Bursche entfernte sich mit seinen Hammeln.

Als er dann sah, daß Mignonne sich in der Richtung nach der Meierei von Etioux entfernte, kehrte er zu ihr zurück und sagte:

„Schau! ich dachte, Du wolltest nach Dampierre gehen!“

„Ich habe mich eines Andern besonnen,“ antwortete Mignonne. „Ich fühle mich nicht vollkommen wohl und werde daher zu meinem Oheim zurückkehren.“

„Soll ich Dich ein Stückchen Weges begleiten?“

„Ich danke Dir, Claude, ich werde allein gehen.“

„Du bist so bleich, wie der Kalk an der Wand!“

„Es schadet nichts! Es wird vorübergehen!“

Mignonne beherrschte sich selbst und setzte mit anscheinender Kraft und Fassung ihren Weg fort.

Kaum hatte sie aber die letzten Häuser des Dorfes hinter sich, als die moralischen Martern, von denen sie gequält wurde, die Oberhand gewannen, und sie alle Kräfte vollkommen verlor.

Sie setzte sich in einen Graben an der Seite des Weges.

Sie bedeckte ihr Angesicht mit beiden Händen und vergoß bittere Thränen.

„Er ist abgereist!“ dachte sie; „abgereist, ohne mir ein Andenken hinterlassen zu haben! abgereist, indem er mich vielleicht für die Mitgenossin des Meuchelmordes hält, dessen Opfer er beinahe geworden wäre! — Und während ich dem Tode nahe war, weil ich ihn gerächt hatte, während ich auf meinem Schmerzenlager mich wand, reiste er ab! reiste er ab, um nie wiederzukehren! — O! mein Gott! ich leide zu große Schmerzen und ich fühle, daß ich den Verstand verlieren werde!“

Allmählig wurde jedoch Mignonne ruhiger, und sanftere Gedanken führten ihrem Geiste einigen Trost zu.

„Ohne Zweifel," dachte sie, „ist Charles wider seinen Willen abgereist. Er liebt mich gewiß noch, weiß aber nicht, auf welche Weise er mit mir in Verbindung treten soll! Nun, ich will ihn besuchen, denn ich kann ohne ihn nicht leben; ich will ihn in Paris aufsuchen und ihm mein Herz bringen, welches nur ihm gehört!"

Kaum war dieser plötzliche und wunderbare Entschluß in dem jungen Mädchen gekeimt, als es sich neu belebt und gleichsam getröstet fühlte.

Sie setzte ihren Weg mit einer Schnelligkeit fort, die man bei ihrer noch immer andauernden Schwäche nicht hätte erwarten sollen.

Ohne einen weitern Vorfall erreichte sie die Meierei von Etioux, wo Niemand ihre Abwesenheit bemerkt hatte.

Zunächst ließ sie noch vierzehn Tage ruhig verstreichen, denn sie war immer noch zu schwach, um eine so weite Reise mit der Hoffnung einer glücklichen Durchführung unternehmen zu können.

Endlich beschäftigte sie sich mit den Vorbereitungen zu ihrer Reise.

Diese Vorbereitungen dauerten weder lange Zeit, noch waren sie von besonders verwickelter Art.

Mignonne besaß weiter nichts, als einige grobe Lumpen und eine Summe von zehn Franken, die sie allmählig und bei einzelnen Pfennigen erspart hatte.

Mit diesen geringen Hilfsmitteln wollte also Mignonne

versuchen, hundert Stunden zurückzulegen, denn so weit ist Paris von Etioux.

Ihre Lage war also bis auf die Ursachen, durch welche sie herbeigeführt war, fast gleich mit Pfingstrose's Lage, welche die hundertjährigen Schatten des Parks von Nodesmes in der Normandie verließ, um nach Paris zu wandern.



Die Abreise.

Mignonne war eine Waise, wie wir bereits wissen.

Ihr Oheim und ihre Tante hatten sie seit ihrer frühesten Kindheit bei sich aufgenommen und sie selbst fühlte eine fast kindliche Liebe gegen dieselben.

Und dennoch wollte sie Beide verlassen.

Sie verlassen, indem sie Mord und Brand statt des Lebewohls unter ihrem gastlichen Dache zurückließ.

Mignonne warf sich das Alles selbst vor und umarmte ihren Oheim und ihre Tante an dem Abende vor der Nacht, in welcher sie entfliehen wollte, unter schrecklicher Beengung des Herzens.

Als sie dann in ihrer Kammer war, band sie die wenigen Gegenstände, welche sie mitnehmen wollte, in ein kleines Bündel und warf sich angekleidet auf ihr Bett, um wenigstens einige Stunden zu ruhen.

Aber die zu große Aufregung ihrer Seele verbannte den Schlaf weit von ihrem Lager.

Es war ihr unmöglich, die Augen zu schließen.

Noch hatte der erste Dämmerschein der nahenden Morgen

röthe nicht begonnen, den dunkeln Mantel der Nacht am östlichen Horizont zu heben, als Mignonne bereits aufstand.

Sie bekleidete ihre Füße mit ihren Sonntagsschuhen, da ihre zu schweren Holzschuhe lediglich dazu dienen konnten, ihren Gang zu verzögern.

Muthvoll nahm sie einen kleinen weißen Stock auf die Schulter, an welchen sie ihr ganzes Reisegepäck gehängt hatte.

Dann verließ sie das Haus, schloß die Thür hinter sich und wanderte fort, ohne auch nur ein Mal zurück zu blicken.

In dem Augenblick, als sie die Schwelle des Hauses überschritt, verschwand der Abendstern am westlichen Horizont.

„Ach!" dachte das junge Mädchen, „wie oft sah ich hinter jenen hohen Bäumen die Morgensonne aufgehen und vor ihrem Glanze die Morgennebel entfliehen! Ich werde heute zum letzten Male sehen, wie sie die Eichen des Waldes von la Souche und den Rasen auf der Hochebene der Klippe vergoldet! — Leb wohl, Land, wo ich aufwuchs, liebte, litt! Leb wohl! vielleicht auf immer!"

Als Mignonne an jene Stelle gekommen war, wo sie zum ersten Male Charles gesehen hatte, blieb sie stehen.

Sie erinnerte sich, wie milde und schön der Abend jenes Tages gewesen war.

Sie erinnerte sich an ihren naiven Gesang und wiederholte den Refrain desselben.

Wider ihren Willen stimmten ihre Lippen den ganzen Gesang an.

Ein Seufzer entwand sich ihrer Brust.

Eine Thräne trat in ihre Augen.

Sie erstickte einen zweiten Seufzer.

Sie trocknete jene Thräne.

Mit Entschlossenheit und Muth ging sie weiter.

Als es Mittag geworden war, bemerkte Mignonne, daß sie ihren Kräften zu viel zugetraut habe.

Sie erlag der Ermattung.

Verzweiflung und Entmuthigung bemächtigten sich ihrer.

Es war ein schwüler Tag, wie deren oft gegen den Beginn des Herbstes erscheinen.

Die Sonne strahlte gleich einem goldenen Schilde an dem vollkommen wolkenlosen Himmel.

Die großen Bäume, welche am Wege standen, beschatteten nur einen kleinen Platz um ihren Stamm her

Jeder Schritt der Wanderin bewirkte, daß eine Staubwolke emporwirbelte.

Und vor ihr dehnte sich gleich einem endlosen schmutzig weißen Bande die Landstraße aus.

Mignonne sank fast ohnmächtig auf einen Steinhaufen.

Der Kopf schwindelte ihr.

Sie empfahl ihre Seele dem Herrn, denn es schien ihr, als werde sie hier sterben müssen.

Während das arme Kind solchergestalt den geistigen und körperlichen Schmerzen erlag, näherten sich ihr langsam drei Wagen, welche von einem einzigen Manne geführt wurden und derselben Richtung folgten, welche sie selbst eingeschlagen hatte.

Es waren einspännige und zweirädrige Wagen.

Auf einem derselben war im Vordertheile eine Art von Nische angebracht, in welcher eine Person bequem sitzen konnte.

Neben dem Pferde des vordersten Wagens schritt ein Mann, dessen Alter nicht wohl bestimmt werden konnte, da sein Antlitz in zu hohem Grade von den Unbilden der Witterung gebräunt, geröthet und gerunzelt war.

Dieser Mann — er war von mittlerm Wuchse und von einem mehr schwächlichen, als kräftigen Aussehen — trug einen breiten Strohhut, der mit einem Ueberzug von Wachsleinwand versehen war.

Sein Kittel von blauer Leinwand war am Kragen und an den Aermeln mit den mannigfaltigsten Stickereien in rother Baumwolle geschmückt.

Zwischen seinen Zähnen hielt er den kurzen Stiel einer irdenen Pfeife, die schön braun angeraucht war, und seinen Lippen entfuhren die Rauchwolken mit einer methodischen Regelmäßigkeit, welche den Neid eines emeritirten Stammgastes flammländischer Kneipen zu erwecken fähig gewesen wäre.

Seine rechte Hand hielt eine Peitsche, welche er von Zeit zu Zeit mit unvergleichlicher Sicherheit knallen ließ, seine Linke aber nahm etwa alle drei Minuten einmal die Pfeife aus dem Munde. In diesem Zwischenraum pfiff der originelle Mann die in Frankreich so bekannte Melodie:

„Sechs Dreier nur, sechs Dreier nur,
Zum Essen und zum Trinken!
Sechs Dreier nur, sechs Dreier nur,
Mein Muth beginnt zu sinken."

So war denn rauchend, pfeifend und mit der Peitsche klatschend unser Mann neben dem Steinhaufen angekommen, auf welchen sich Mignonne gesetzt hatte, oder vielmehr auf den sie gesunken war.

„Schau!“ sagte er, indem er stehen blieb, „ein junges Mädchen!“

Und da Mignonne ihre Augen nicht aufschlug und seine Gegenwart gar nicht zu bemerken schien, so berührte er sanft ihre Schulter mit dem Stiele seiner Peitsche.

Mignonne blickte ihn erstaunt an.

„Guten Tag, Kleine,“ sagte der Kärner zu ihr, der ohne Zweifel seit dem Morgen noch keinen Menschen angetroffen hatte und das Bedürfniß empfand, seine Zunge zu üben.

„Guten Tag, mein Herr,“ antwortete das junge Mädchen.

„Was machen Sie denn hier so allein?“

„Sie sehen es: ich ruhe mich aus.“

„Wenn ich aber nicht irre, so weinen Sie während des Ausruhens.“

„Nein, mein Herr,“ sagte Mignonne rasch.

„Und ich behaupte Ja, denn ihre Augen sind durchaus geröthet, und da treten noch zwei große Tropfen aus den Augenwinkeln hervor.“

„Nun,“ rief Mignonne etwas ungeduldig aus, „und wenn ich auch weinte, so scheint es mir doch, als —“

Sie vollendete den Satz nicht.

„So scheint es Ihnen doch, als ob das mich nichts anginge,“ versetzte der Kärrner, indem er die Rede des jungen Mädchens ergänzte. „Das ist es, was Sie sagen wollten, nicht wahr?“

„Ja,“ sagte Mignonne.

„Mein Gott, Kleine,“ fuhr der sonderbare Mann fort, „ich weiß wohl, daß Sie Recht haben, allein Sie müssen mir darum nicht böse werden; ich bin ein aufrichtiger alter Mann,

und da ich ein weinendes junges Mädchen vor mir sah, so fiel mir ein, daß ich dasselbe vielleicht trösten könnte. Wenn ich Sie aber belästigt habe, so verzeihen Sie mir."

Mignonne blickte den Kärrner jetzt aufmerksam an.

Sein Gesicht zeugte unter seiner runzligen Außenseite von Aufrichtigkeit und Gutmüthigkeit.

„Ich bin nicht böse auf Sie," antwortete das junge Mädchen, „Sie haben mich nicht belästigt, und ich will Ihnen sagen, warum ich weinte —"

„Na!" sagte der Kärrner.

„Ich weinte," nahm Mignonne wieder das Wort, „weil ich eine weite Reise zu machen habe und schon jetzt, da ich dieselbe kaum angetreten, die Kräfte mir zu fehlen beginnen."

„Eine weite Reise, sagen Sie?" fragte der Kärrner.

„Ja, eine sehr weite."

„Wohin wollen Sie denn gehen?"

„Nach Paris."

„Ganz allein?"

„Ja."

„Zu Fuß?"

„Ja."

„Ach, mein Kind, das ist nicht möglich."

„Und doch ist es die Wahrheit, mein Herr."

„Haben Sie denn kein Geld, um zu fahren?"

„Ich habe nicht genug."

„Und was wollen Sie denn in Paris?"

Mignonne schlug die Augen nieder und antwortete nicht.

„Ich verstehe schon," sagte der Kärrner mit einem pfiffigen Lächeln. „Ihr Liebster ist gewiß nach Paris gegangen —"

Mignonne's Röthe bewies ihm, daß er die Wahrheit errathen habe.

Er verweilte sich nicht länger bei diesem delikaten Kapitel, sondern setzte seine Fragen fort:

„Sind Sie schon lange auf dem Wege?"

„Ich habe heute Morgen vor Tages-Anbruch meine Reise angetreten."

„Sie kommen aus dem väterlichen Hause?"

„Ich habe weder Vater, noch Mutter."

„Und Sie sind schon völlig kraftlos?"

„So, daß ich mich nicht mehr auf den Beinen zu erhalten vermag."

„Sie müßten aber doch an das Gehen gewöhnt sein, da Sie ein Landmädchen sind."

„Ja, mein Herr, aber ich bin krank gewesen und bin noch immer sehr schwach."

„Arme Kleine!" sagte der gutmüthige Mann.

Der Kärrner.

Der Kärrner schien einen Augenblick nachzudenken und fuhr dann fort:

„Ich möchte Ihnen etwas vorschlagen.“

„Mir?“

„Ja.“

„Was denn?“

„Wenn Sie Ihren Weg zu Fuß fortsetzen, so werden Sie nimmer Ihr Ziel erreichen, da Sie schon jetzt, nach einer halben Tagereise, Ihre Kräfte verloren haben. Vielleicht gibt es ein Mittel, dem Uebelstandt abzuhelfen.“

„Ein Mittel?“

„Ein vortreffliches.“

„Und welches?“

„Ich fahre bis Tonnerre, und von hier bis Tonnerre ist ein schönes Stückchen Weges.“

„Ach!“ sagte Mignonne.

„Meine Wagen sind schwer, aber meine Pferde sind gut und Sie wiegen nicht viel. An meinem ersten Wagen ist eine recht hübsche Schoßkelle, in der man schlafen kann, wie in ei-

nem Bette, und ich biete Ihnen von aufrichtigem Herzen diesen Zufluchtsort bis an meinen Bestimmungsort an."

Mignonne schien zu zögern.

„Nun, nehmen Sie mein Anerbieten an?"

„Aber —" warf das junge Mädchen ein.

„Ach! ich begreife. Sie trauen mir nicht. Sie erstaunen, daß ein Unbekannter Ihnen so ohne Weiteres einen Dienst anbietet?" — Habe ich Recht?"

„Ja," antwortete Mignonne.

„Nun, auf Ehre! Kleine, damit thun Sie Unrecht. Wenn ich fünfundzwanzig Jahr alt wäre, so möchte das eine andere Sache sein. Sie sind hübsch, und die Reise könnte gefährlich werden — für Sie heißt das. So aber bin ich ein alter Mann, und Sie können schon etwas wagen, so wahr ich Nicolas Crochard heiße. Ich kann Ihnen außerdem sagen, daß ich von Epinal in den Vogesen bin und all mein Lebstage für einen rechtschaffenen Mann gegolten habe, worauf ich mir nicht wenig zu Gute thue. — Na, nehmen Sie nun an?"

„Ja," sagte Mignonne, welche begriff, daß ihr, wenn sie das Anerbieten des braven Kärrners zurückweise, nichts Anderes übrig bleiben werde, als nach der Meierei von Etioux zurückzukehren.

Nun würde sie aber lieber den Tod, als die Rückkehr nach Etioux gewählt haben.

„Dann kommen Sie und lassen Sie uns ausschreiten," sagte Nicolas Crochard, „damit wir die Karren wieder erreichen."

Während der mitgetheilten Unterhaltung waren die Pferde

ruhig weiter gegangen, und die Karren befanden sich bereits in einer Entfernung von einigen hundert Schritten.

In einer halben Viertelstunde hatten Mignonne und der Kärrner dieselben wieder erreicht.

Nicolas hielt die Pferde an.

Er nahm Mignonne wie eine Feder auf seine Arme und gab ihr einen Platz zwischen seinen Frachtgütern.

„Nun machen Sie es sich bequem," sagte der Kärrner, „schlafen Sie oder schlafen Sie nicht, wie Sie wollen, und kümmern Sie sich um nichts, denn wir werden sicher an unser Ziel gelangen."

Der brave Mann berührte die glänzende und runde Kruppe seines Pferdes mit der Peitsche, zündete seine Pfeife wieder an, welche erloschen war, und schritt wieder neben seinen Karren her.

Was Mignonne betrifft, so dankte sie der Vorsehung, welche ihr so sichtbar zu Hülfe gekommen war, und versank bald in einen sanften Schlummer.

Drei oder vier Tage verflossen.

Wir dürfen wohl unsern Lesern nicht erst versichern, daß die Frachtwagen in dieser Zeit keinen bedeutenden Weg zurückgelegt hatten.

Mignonne war noch nicht sehr fern von ihrer Heimath.

Aber sie kam doch, um uns eines alltäglichen Ausdrucks zu bedienen, mit jeder Umdrehung der Räder eine Raddrehung weiter.

Mignonne war ganz zufrieden mit dieser Art des Reisens.

Auf der einen Seite war dieselbe durchaus nicht anstrengend, und auf der andern verzehrte sie so gut wie nichts.

Ihre Nahrung bestand in etwas Brod und Käse, und das kostet nicht viel.

Sie trank klares Wasser.

Des Nachts hüllte sie sich in den dicken Mantel des guten Nicolas und schlief zwischen den Frachtgütern oder auf dem frischen Stroh in einer Dorfschenke.

Mignonne war mit ihrem Fuhrmann vertraut geworden, hatte in ihm einen vortrefflichen Menschen erkannt und ihm einen Theil ihrer Geschichte erzählt, so wie auch ihn in den Grund eingeweiht, der sie nach Paris rief.

Nicolas hatte die Brauen zusammengezogen, als er dieses Bekenntniß vernahm.

„Ei! meine Kleine," hatte er ausgerufen, „unser Geliebter ist also ein junger Baron?"

„Ja."

„Und Sie haben ihn sehr lieb?"

„Von ganzem Herzen."

„Und Sie glauben, daß Sie wieder von ihm geliebt werden?"

„Ob ich es glaube!" rief Mignonne mit Begeisterung aus; „ich weiß es!"

„Und doch ist er aus seiner Heimath abgereist, ohne auch nur zu versuchen, mit Ihnen zu sprechen?"

„Es ist ihm nicht möglich gewesen," stammelte das junge Mädchen, indem es sich selbst zu täuschen versuchte.

„Es mag das sein, aber — hören Sie, ich habe keine gute Meinung von diesem jungen Manne."

„O! Herr Nicolas!“

„Es soll mir sehr lieb sein, wenn ich mich täusche.“

„Sie täuschen sich, davon bin ich vollkommen überzeugt.“

„Es mag sein! Wenn Sie ihn aber in Paris wiederfinden, — was gar nicht leicht sein wird, da Sie weder das Haus kennen, noch auch nur das Viertel, in welchem er wohnt, — was gedenken Sie dann zu thun?“

„Ihn zu besuchen.“

„Das ist Alles?“

„Ja.“

„Was hoffen Sie von diesem Besuche?“

„Ich werde ihm sagen, daß ich ihn ewig liebe, und will von ihm hören, ob er mich noch liebt.“

„Und weiter?“

„Ist das nicht genug?“

„Meinen Sie denn, daß Ihr Geliebter Sie heirathen wird?“

„Ich wünschte es wohl, aber ich hoffe es nicht.“

„So wollen Sie also seine Geliebte werden?“

„Seine Geliebte oder seine Frau, Alles, was er will.“

„Arme Kleine,“ sagte Nicolas, indem er den Kopf schüttelte, „arme Kleine, Sie hätten besser gethan, auf ihrem Dorfe zu bleiben. — Ich glaube nicht, daß Sie in dieser Welt glücklich sein werden.“

„Gott möge mir gnädig sein!“ seufzte Mignonne

Die Unterhaltung wurde für einen Augenblick unterbrochen.

Nicolas schien bekümmert zu sein.

Mignonne war nachdenkend.

Plötzlich hob der Kärrner wieder an:

„Hören Sie, Kleine: man muß in dieser Welt auf Alles

gefaßt sein. Wenn nun das Unglück wollte, daß Ihr Geliebter Sie nicht mehr liebte und Ihnen den Rücken wendete, wenn Sie zu ihm kommen —"

„O!" rief Mignonne lebhaft aus, „das ist unmöglich!"

„Ich sage auch nicht, daß es möglich sei," fuhr Nicolas fort; „ich nehme nur die Möglichkeit an, das ist Alles. Nun, was würden Sie in diesem Falle beginnen?"

„Was ich beginnen würde?" fragte Mignonne mit ersterbender Stimme.

„Ja."

„Wenn Charles mich nicht mehr liebte? Wenn Charles mich verstieße?"

„Ganz Recht."

„Ist denn ein Fluß in oder bei Paris?"

„Allerdings."

„Ist er breit?"

„Ja."

„Und tief?"

„Ja wohl."

„Wahrscheinlich führen Brücken über diesen Fluß?"

„Gewiß"

„Und wie heißt er?"

„Die Seine. Aber wozu alle diese Fragen?" fragte der Kärrner, der nicht begreifen konnte, wohinaus das junge Mädchen wollte.

„In dem Falle, daß sich das ereignete, was Sie eben sagten," antwortete Mignonne, „würde ich mich nicht lange bedenken. Ich würde auf eine der Brücken gehen, meine Seele dem lieben Gott empfehlen und mich in die Seine stürzen."

Nicolas fuhr erschreckt empor.

Er wandte sich gegen das junge Mädchen und blickte es fest an.

Aus Mignonne's Augen strahlte ein düsteres Feuer und man las in allen Linien ihres Antlitzes den Ausdruck eines schrecklichen Entschlusses.

Man durfte nicht zweifeln, daß sie dasjenige, was sie sagte, wirklich beschlossen hatte und ausführen würde

„Arme Kleine!“ seufzte Nicolas zum zweiten Male.

Dann fuhr er fort:

„Na, quälen Sie sich nicht mit dergleichen häßlichen Gedanken. Es ist unrecht von mir gewesen, daß ich so mit Ihnen gesprochen habe, wie ich es that, und Sie haben wahrscheinlich bessere Aussichten, als ich mir dachte. Aber es kommt so oft vor, daß junge Mädchen in Paris ein böses Ende nehmen, daß mich jedesmal schaudert, wenn ich daran denke, daß die Zahl dieser Unglücklichen wieder um Eine vermehrt werden könnte“

„O!“ sagte Mignonne, „ich fühle keine Furcht.“

„Es thut mir sehr leid,“ fuhr Nicolas fort, „daß ich Sie nicht bis an das Ziel Ihrer Reise begleiten kann, aber es ist mir nicht möglich. Wenn ich in Tonnerre angelangt bin, lade ich meine Fracht ab, lasse die Pferde etwas ruhen und fahre dann nach dem Departement des Doubs. Aber ich habe einen Vetter, der eine kleine Herberge in der Vorstadt Saint-Martin besitzt, dessen Adresse werde ich Ihnen mitgeben und zugleich ein Briefchen für ihn; er wird Sie gut aufnehmen, wird Sie beherbergen, ohne Ihnen zu viel abzunehmen, und vielleicht Ihnen sogar bei Ihren Nachforschungen behilflich sein.“

„Ich danke Ihnen, Herr Nicolas — Sie sind so gütig gegen mich," sagte Mignonne gerührt.

„Ach!" antwortete der Kärrner, „Sie haben nicht nöthig, mir zu danken; ich nehme Antheil an Ihnen, und das ist eine natürliche Sache."

Zur silbernen Schüssel.

Die Reisenden kamen in Tonnerre an.

Dort mußten sie sich trennen.

Diese Trennung ging nicht vor sich, ohne daß beide Theile innig gerührt wurden.

Der Kärrner hatte Mignonne auf eine ächt väterliche Weise in sein Herz geschlossen.

Das junge Mädchen fand sich seinerseits von Freundschaft und Dankbarkeit gegen ihn durchdrungen.

Ihre Augen wurden unwillkürlich von Thränen benetzt, als sie Nicolas Crochard ein Lebewohl sagte.

Dieser Letztere drückte ihr etwas in die Hand.

Mignonne sah das an, was sie erhalten hatte.

Es waren vier Fünffrankenstücke, die in ein Papier gewickelt waren.

„Ach! Herr Nicolas," rief das junge Mädchen lebhaft aus, „ich kann — ich darf das nicht annehmen!"

Und sie bemühte sich, den Kärrner zum Zurücknehmen des Geldes zu bewegen, das er ihr gegeben hatte.

Aber der Kärrner blieb unbeugsam.

„Nein, Kleine,“ antwortete er, „ich habe mir einmal in den Kopf gesetzt, daß Sie diese Kleinigkeit behalten sollen, und Sie müssen sie behalten, — sonst scheiden wir in Unfrieden von einander.“

„Aber —“ wollte Mignonne einwenden.

Der Kärrner fuhr fort:

„Ueberdieß ist es kein Geschenk, sondern ein Darlehen.“

„Wie ist das möglich?“

„Nun, wenn Sie eines Tages wollen und können, so geben Sie das Geld meinem Vetter, dem Schenkwirthe, der es mir zurücksenden und zugleich schreiben wird, wie es Ihnen geht. Sind Sie damit zufrieden?“

„Da Sie es so wollen —“ sagte Mignonne.

„Nun ja, zum Teufel! ich will es!“

„So nehme ich es an, Herr Nicolas.“

„Schön!“

„Und nun danke ich Ihnen für Ihre große Güte und sage Ihnen ein Lebewohl“

„Sie werden sogleich Ihren Weg fortsetzen?“

„Ja, denn der Weg ist noch lang und Sie werden nicht mehr bei mir sein.“

„Leider! nein. Nun, meine Kleine, auf Wiedersehen! glückliche Reise! und vor allen Dingen gute Verrichtungen!“

Nicolas umarmte Mignonne, und diese setzte sogleich ihre Reise fort

Wir übergehen die Zufälligkeiten ihrer fernern Reise, die übrigens ohne alle Bedeutung waren.

Nach mehren anstrengenden Tagereisen hielt Mignonne ihren Eintritt in Paris.

Während sie auf den Quais der Rapée entlang ging, machte der Anblick der großen Stadt einen nur geringen Eindruck auf sie.

Sie widmete außerdem den Häusern und Straßen nur eine sehr zerstreute Aufmerksamkeit.

Ein übermächtiger Gedanke hatte sie ergriffen und beherrschte sie ganz und gar.

Das arme Kind erwartete, mit jedem Schritte Charles zu begegnen, und unter den zahllosen Lustwandelnden und an ihr Vorübergehenden suchte sie die Züge dessen zu erkennen, den sie liebte.

Wir haben nicht nöthig zu bemerken, daß ihre Erwartung eine vergebliche war, daß ihre Hoffnung getäuscht wurde.

Indeß wurde es nöthig, daß Sie das Wirthshaus zu erreichen suchte, welches Nicolas Crochard ihr empfohlen hatte.

Dieses Wirthshaus befand sich, wie wir bereits wissen, in der Vorstadt Saint-Martin und führte eine silberne Schüssel im Schilde.

Mignonne erkundigte sich nach dem Wege, den sie einzuschlagen hatte

Einige zeigten ihr gefällig den rechten Weg.

Andere gefielen sich darin, ihr mit der sprichwörtlich gewordenen Bosheit der pariser Straßenbuben, einer abscheulichen Rasse, durchaus falsche Wege zu zeigen.

Nachdem Mignonne zwei Stunden gesucht hatte und gelaufen war, erreichte sie endlich ihr Ziel.

Da das Wirthshaus zur silbernen Schüssel nur von Fuhrleuten und von solchen Personen aus der Provinz besucht wurde, die auf möglichste Ersparnisse sehen mußten, so hatte es, obschon

es mitten in Paris lag, doch nur das Aussehen, welches die Gasthäuser in den kleinern Städten der Provinz haben.

Mignonne überschritt die Schwelle.

Sie befand sich in einem großen Zimmer, dessen Fußboden von langen Steinen gelegt war.

Dieses Gemach diente zu gleicher Zeit als Küche und als Gaststube.

Im Hintergrunde ein gewaltiger Herd, auf welchem in kupfernen Kesseln verschiedene Arten von Fricassees und Hammelfleisch mit Zwiebelbrühe broddelten.

An den Wänden entlang eine Reihe kleiner Tische, mit Tüchern von grober Leinwand und ungemein verdächtiger Reinheit bedeckt.

An diesen Tischen ein halb Dutzend Individuen, welche aßen, tranken oder Karte spielten und dabei rauchten.

Die verbundenen Düfte des Tabacks, Branntweins, der Fricassees und Zwiebelbrühen bildeten einen sonderbaren Geruch, von dem wir nicht im Stande sind, einen genauen Begriff zu geben.

Ein großer und dicker Mann mit freundlichem und glühendem Antlitz, eine baumwollene Mütze auf dem Kopfe und mit der herkömmlichen weißen Jacke bekleidet, wanderte von dem Herde nach den Tischen und von den Tischen nach dem Herde, indem er bald mit einem langen Kochlöffel in die Kessel und Töpfe fuhr, bald einige Worte mit den Personen wechselte, die an den Tischen saßen, bald wieder die Karten eines Spielers prüfte und ihm einen wohlwollenden und uneigennützigen Rath gab.

Bei diesen verschiedenen Beschäftigungen entfaltete der dicke Mann eine wunderbare Thätigkeit.

In diesem Augenblick trat Mignonne ein.

Mit der linken Hand hielt sie den weißen Stock, an welchem sie ihr bescheidenes Gepäck über die Schulter hängen hatte.

In der rechten Hand hielt sie einen Brief, der auf grobes Papier geschrieben und mit Brodkrume zugesiegelt war.

Der dicke Mann näherte sich ihr mit einem Lächeln, durch welches sein Mund fast bis zu den Ohren erweitert wurde.

„Was wünschen Sie, mein schönes Mädchen?“ fragte er mit seiner freundlichsten Miene.

„Sind Sie Herr Sebastian Crochard?“ fragte Mignonne.

„Der bin ich.“

„Ach!“

„Womit kann ich dienen?“

„Ich bringe Ihnen einen Brief.“

„Einen Brief? und von wem denn?“

„Von Ihrem Vetter Nicolas.“

„Schau! schau! schau! Wie befindet sich denn der liebe brave Vetter?“

„Er befand sich ganz wohl, als ich ihn vor acht Tagen in Tonnerre verließ.“

„Desto besser! Wo haben Sie den Brief?“

„Hier ist er.“

Der Gastwirth nahm den Brief, welchen Mignonne ihm reichte, erbrach ihn, entfaltete ihn, entsandete ihn, indem er leicht mit zwei Fingern gegen ihn schnippte, und rieb ihn dann auf dem Aermel seiner Weste glatt, wie man es in den komischen Rollen auf der Bühne sieht.

Endlich las er mit halblauter Stimme, wie folgt:

„Mein lieber Vetter Sebastian!

Gegenwärtiges Briefchen, von dem ich wünsche, daß es Euch bei vollkommenstem Wohlergehen antreffen möge, erhaltet Ihr durch ein junges Mädchen, welches Mignonne heißt und das Ihr gefälligst einige Tage zu mäßigem Preise beherbergen wollet, da ich glaube, daß ohnedieß seine Börse bald leer sein wird.

Dieses junge Mädchen reist nach Paris, um dort Jemand aufzusuchen, an dem es mehr Antheil nimmt, als es sollte.

Aber dennoch ist es ein recht wackeres Mädchen, und Ihr könnt ihm vielleicht rathen, wie es das am besten zu erreichen vermag, was ihm am Herzen liegt.

Durch Alles, was Ihr für das Kind thut, werdet Ihr mich selbst verbinden.

Wir haben uns lange Jahre nicht gesehen, mein lieber Vetter, aber ich hege den Plan, Euch in einigen Monaten in Paris zu besuchen, wenn mir Gott das Leben läßt, was recht gut möglich ist, da ich mich noch wie im zwanzigsten Jahre befinde.

Ich hoffe, daß es mit Euch eben so steht, und auch mit Euerer Frau, die ich Euch in meinem Namen bestens zu grüßen bitte, obgleich ich sie noch nicht kenne.

Ich denke, daß Euere Geschäfte noch immer gut gehen, denn zu Hause sagt man, daß Ihr hübsches Geld zurücklegt.

Ich freue mich darüber aufrichtig und bin und bleibe Euer Euch herzlich liebender Vetter

Nicolas Crochard."

„Sehr schön! sehr schön!" sagte der Gastwirth, nachdem er den Brief gelesen hatte.

Dann wandte er sich an Mignonne:

„Sie wollen also bei mir wohnen, mein hübsches Kind?"

„Ja, mein Herr, es würde mir sehr angenehm sein —"

„Das ist leicht gemacht: ich gebe Ihnen ein allerliebstes Stübchen, ganz klein, aber sehr reinlich und mit einer prachtvollen Aussicht auf den Hof."

„Wie viel wird das kosten, mein Herr?" fragte Mignonne zögernd.

„O!" antwortete der Gastwirth, „da Sie mir von meinem Vetter Nicolas empfohlen sind, so werden wir schon mit einander fertig werden. Mit welcher Fuhrgelegenheit sind Sie denn angekommen?"

„Ich bin zu Fuß gekommen, mein Herr."

„Von woher?"

„Von Tonnerre."

„Ei! Du mein Himmel! da müssen Sie ja todtmüde sein!"

„Ach ja, ich bin etwas angegriffen."

„Arme Kleine! setzen Sie sich doch schnell!"

Mignonne sank auf einen Stuhl.

Der Gastwirth fuhr fort:

„Sie sind ohne Zweifel hungrig?"

„Ich habe seit heute Morgen nichts gegessen."

Sebastian eilte nach seinem Herde.

Er füllte einen Teller mit so viel Fleisch, wie auf demselben liegen wollte.

Dann ergriff er ein gewaltiges Stück Brod, ein Glas und eine Flasche.

Das Alles setzte er vor Mignonne auf den Tisch und sagte dabei:

„Nun trinken Sie und essen Sie, mein Kind, denn das ist das Nothwendigste. Wenn Sie sich damit gestärkt haben, so werde ich Ihnen Ihr Zimmer zeigen.“

Das junge Mädchen verzehrte sein Mahl mit offenbarem Wohlgefallen uud kräftiger Eßlust.

Ende des dritten Bändchens.